



Es war einmal
... Moderne Märchen
Ludwig Ganghofer



Es war einmal
... Moderne Märchen
Ludwig Ganghofer



Es war einmal
... Moderne Märchen
Ludwig Ganghofer

SG 3654.416.23

HARVARD COLLEGE LIBRARY

FROM THE COLLECTION OF

SILAS W. HOWLAND

RECEIVED BY BEQUEST NOVEMBER 8, 1938

Es war einmal...
Moderne
Märchen



von

Ludwig Ganghofer

STUTTGART
VERLAG von ADOLF BONZ & COMP.

Ludwig Ganghofer.

Es war einmal...



Im Verlage von **Adolf Bonz & Comp.** in **Stuttgart** sind von demselben Verfasser erschienen:

- Der Jäger von Fall.** Eine Erzählung aus dem bayerischen Hochlande. Oktav. Mit Illustrationen von Hugo Engl. Geh. *M* 3.50, eleg. geb. *M* 4.50.
- Der Herrgottschinker von Ammergau.** Eine Hochlandsgegeschichte. Mit 60 Illustrationen von Hugo Engl. Oktav. Geh. *M* 3.—, eleg. geb. *M* 4.20.
- Der Edelweiskönig.** Eine Hochlandsgegeschichte. Oktav. 2 Bände. Geh. *M* 5.—, in einen Band eleg. geb. *M* 6.—
- Der Unfried.** Ein Dorfroman. Oktav. Geh. *M* 4.—, eleg. geb. *M* 5.—
- Bergluft.** Hochlandsgegeschichten. Oktav. Geh. *M* 4.—, eleg. geb. *M* 5.—
- Almer und Jägerleut'.** Neue Hochlandsgegeschichten. Oktav. Gehestet *M* 4.—, eleg. geb. *M* 5.—
- Oberland.** Erzählungen aus den Bergen. Oktav. Geh. *M* 4.—, eleg. geb. *M* 5.—
- Die Sünden der Väter.** Roman. Oktav. 2 Bände. Gehestet *M* 10.—, eleg. geb. *M* 12.—
- Aus Heimat und Fremde.** Novellen. Oktav. Geh. *M* 4.80, geb. *M* 5.80.
- Sunte Zeit.** Gedichte. 2. Auflage. Oktav. Eleg. geb. mit Goldschnitt *M* 4.80.
- Heimkehr.** Neue Gedichte. Oktav. Eleg. geb. mit Goldschnitt *M* 4.80.
- Dramatische Schriften.** Erste Sammlung: Oberbayerische Volksschauspiele. Oktav. Geh. *M* 5.—, eleg. geb. *M* 6.—
- Der Herrgottschinker von Ammergau.** Volksschauspiel in fünf Aufzügen. 9. Aufl. Oktav. Geh. *M* 1.—
- Der Prozeßhansl.** Volksschauspiel in vier Aufzügen. 4. Aufl. Oktav. Geh. *M* 1.—
- Der zweite Schah.** Volksschauspiel in vier Aufzügen. 2. Aufl. Oktav. Geh. *M* 1.—
- Der Geigenmacher von Mittenwald.** Volksschauspiel in drei Aufzügen. Oktav. Geh. *M* 1.—
- Die Falle.** Ein Lustspiel in 5 Aufzügen. Oktav. Geh. *M* 2.—
- Die Hochzeit von Valeni.** Schauspiel in vier Aufzügen. Oktav. Geh. *M* 1.80.

Es war einmal...

Moderne Märchen

von

Ludwig Ganghofer.

Mit 85 Illustrationen

von

K. Bachner, F. Bodenstein, Hugo Engl, F. Engelhardt,
K. Gampenrieder, H. Geiger, F. Kollarz, K. Reinke,
Mathias Schmid, F. A. Seligmann, E. Sieben, W. Vita.

Zweite Auflage.



Stuttgart.

Verlag von Adolf Bonz & Comp.

1892.

SG 3654.416.23

✓

HARVARD COLLEGE LIBRARY,
BEQUEST OF
SILAS W. HOWLAND
NOVEMBER 8, 1938

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Druck von H. Bouz' Erben in Stuttgart.
Clichés von Angerer & Göschl in Wien.

6/10/38
J. G. - 1933
G. G.

Inhalt.

	Seite
<u>Es war einmal</u>	<u>1</u>
<u>Thür an Thür</u>	<u>5</u>
<u>In der Freinacht</u>	<u>35</u>
<u>Die vier heiligen drei Könige</u>	<u>53</u>
<u>Schach dem Leben!</u>	<u>77</u>
<u>Der Hochzeitstaber</u>	<u>97</u>
<u>Das schlafende Glück</u>	<u>113</u>
<u>Der Silberfranzl</u>	<u>130</u>
<u>Die Lieder des Rauschegrim</u>	<u>147</u>
<u>Das Wachtfeuer</u>	<u>173</u>
<u>Die Stimme des Wassers</u>	<u>191</u>
<u>Im Höllenkobel</u>	<u>209</u>
<u>Die schwarze Hofe</u>	<u>227</u>
<u>Der Glücksucher</u>	<u>247</u>

	Seite
<u>Vergfeuer</u>	<u>263</u>
<u>Das Schwalbennest</u>	<u>279</u>
<u>Marienfäden</u>	<u>301</u>
<u>Das verlorene Paradies</u>	<u>321</u>
<u>Christi, der Befehrte</u>	<u>353</u>



Dem Andenken
meiner geliebten Mutter
gewidmet.





Es war einmal . . .

Es war einmal . . . wie Märchen klingt es,
Aus alter, hingestorbner Zeit,
Es war einmal . . . wie Schwalben singt es,
Ein Lied voll süßer Zärtlichkeit.

Es war einmal . . . der Kindheit Freuden
Erwachen neu mit diesem Wort,
Und aus dem Dornkranz kleiner Leiden
Strahlt meiner Jugend goldner Hort.
Ganghofer, Es war einmal . . . 2. Aufl. 1

Das stille Forsthaus seh' ich winken
Aus junger Bäume grünem Kranz,
Und seine Fenster seh' ich blinken
Im hellen Morgensonnenglanz.

Der weiße Hof mit seinem Leben,
Des weiten Gartens Duft und Flor,
Und überall Gespinnst von Reben . . .
Das alles steigt vor mir empor.

Ich seh' das liebe, traute Stübchen,
— Tisch, Estrich, Wände . . . alles weiß —
Zwei Hände, weich und voller Grübchen,
Sie walten hier mit stillem Fleiß.

Ich hör' das Spinnerädchen schnurren . . .
Hei, wie der Silberfaden fliegt!
Den braunen Deckel hör' ich knurren,
Der träumend unterm Ofen liegt.

Des Nachmittages goldner Schimmer
Quillt durch die Fenster, dicht umlaubt . . .
Es stiehlt ein Strahl sich tief ins Zimmer
Und webt sich um der Mutter Haupt.

Es tickt die Uhr, die Stunden rinnen,
Der Kuckuck ruft sein flüchtig Lied . . .
Mutter? Was hörst du auf zu spinnen?
Sind deine lieben Hände müd?

Ach ja . . . es will der Tag sich wenden,
Die Schatten werden schwarz und lang,
Das Lied der Schwalben hör' ich enden,
Der erste Unkenruf erklang.

Horch! Wie es raschelt um den Weiher!
Es dunkelt schon der nahe Forst,
Und hoch im Dämmer zieht ein Reiher
Mit schwerem Flug nach seinem Horst.

Die Sonne sank . . . aus goldnen Weiten
Warf einen Schein sie noch ins Thal . . .
Vom Thürmlein schwebt das letzte Läuten
Sanft in die Luft . . . es war einmal!



Thür an Thüre.

1885.



Scharf hoben sich die weiß beschneiten Dächer der Stadt von dem finsternen Abendhimmel ab, während der Schnee, der die Straßen deckte, vom Widerschein der Gaslaternen und der blendend erhellten Schaufenster glitzerte und schimmerte. Ein buntes, eifertiges Leben erfüllte alle Gassen; diese vielen Menschen schienen es mit ihren Gängen und Besorgungen gar nötig zu haben; und da ging auch niemand leer; Schachteln, Kistchen, kleine Pakete oder große Päckte gewahrte man in allen Händen, auf allen Armen; diese Dinge nahmen ihren Raum

ein, für all die drängende Eile wurde das Trottoir zu schmal, und häufig hörte man aus dem summen- den Lärm ein unwilliges „Geben Sie doch Acht!“ oder ein zorniges: „Wo haben Sie denn Ihre Augen!“

Nun klang aus dem Gedränge ein halb unterdrückter Schmerzensruf, und gleich darauf schob sich eine hochgewachsene Mädchengestalt zwischen den eilenden Menschen hervor und suchte mit dem ausgestreckten Arme, von welchem an dünner Schnur ein kleines Päckchen niederbaumelte, an dem nahe- stehenden Laternenpfahl eine Stütze zu gewinnen. Aus der Art und Weise, wie sie, die Unterlippe zwischen die Zähne pressend, den einen Fuß ein wenig von der Erde hob, mochte man leicht ersehen, welch eine Ursache ihr jenen Schmerzensruf entlockt hatte.

Nun schritt sie wieder dahin, und da hatte sie auch bald ein leichteres Gehen; denn je mehr sich längs ihres Weges die innere Stadt zur Vorstadt wandelte, um so mehr auch lichtete sich das treibende Leben der Gasse.

Manch ein Männerauge blickte der Einsamen nach, die so schwebenden und doch so festen und

sicheren Ganges ihre Richtung hielt. Sie selbst schien sich mit keinem Gedanken und keinem Blick um die Leute zu kümmern, die ihre Schritte kreuzten. Nur manchmal wandte sie den Kopf zur Seite und streifte mit den Augen die Schaufenster, hinter welchen zwischen bunter Waare zuweilen ein kleines, künstliches Tannenbäumchen stand, aus dessen Astspitzen winzige Gasflämmchen zuckten. Dann erleuchtete die auf die Straße flutende Helle ein zwar hübsches, aber nicht mehr allzu junges Gesicht, das mehr von Lebenserfahrung als von Lebensfreude erzählte. Von ruhig ernstem Ausdruck waren die dunklen Augen und leicht geschürzt die etwas starken Brauen. Von der feinen Nase aus schlang sich um die Mundwinkel jener gewisse Zug von Entschlossenheit, wie ihn nur die aus Schmerzen geborene Entsagung im Verein mit unermüdlicher Arbeit in das Antlitz der Menschen zu zeichnen pflegt. Ein schlichtes Hüthen bedeckte die braunen Haare, ohne die reiche Fülle derselben zu verbergen. Die schlanke und dennoch volle Gestalt war in einen dunkelgrauen Mantel gehüllt, welcher die runden Arme und die wohlgeformte Büste straff umschloß, während er über den Hüften sich in wellige Falten baushete.

Weit und weiter hinaus in die Vorstadt lenkte die Einsame ihren Weg, bis sie endlich in den spärlich erleuchteten Thorflur eines unscheinbaren Hauses trat. Mit flüchtigen Schritten eilte sie die steile, finstere Treppe empor, hielt vor einer Thür und zog die Glocke. Sie hörte von innen hastig sich nähernde Tritte, die Thür öffnete sich, kaum erkenntlich hob sich eine schwächliche Männergestalt von dem Dunkel des Korridors ab, und eine sanfte, schüchterne Stimme frug:

„Sind Sie es, Fräulein Wieser?“

„Ja.“

„Ich habe Sie doch hoffentlich nicht warten lassen . . . wenigstens hab' ich Sie eben erst läuten hören.“

„Aber ich bitte, Herr Hollemann, entschuldigen Sie nur, daß ich Sie belästigen mußte,“ sagte das Mädchen, während es den Korridor betrat und hinter sich die Thür zubrückte. „Die Hausleute sind wohl schon fortgegangen?“

„Vor einer Stunde schon . . . Sie wissen ja . . . zu ihrer verheirateten Tochter . . . dort bescheeren sie um sieben Uhr schon.“

„Da darf ich von Glück sagen, daß ich wenigstens

Sie noch zu Hause traf. Sie werden den Abend jedenfalls auch bei Bekannten verbringen . . . oder sonst irgendwo.“

„Nein . . . ich bleibe zu Hause . . . wüßte auch nicht, wohin ich gehen sollte.“ Die Stimme des jungen Mannes hatte bei diesen Worten einen bekümmerten Ton. „Aber . . . da steh' ich und halte Sie auf. Es ist kalt hier draußen, man spürt ordentlich den Zug von der Treppe . . . natürlich. Also . . . gute Nacht, Fräulein Wieser!“

„Gleichfalls, Herr Hollemann!“ dankte sie, während sie ihm nachhorchte, wie er langsam den Gang entlang schritt, um sein Zimmer zu suchen. Sinnend stand sie noch eine Weile, dann betrat auch sie ihr Stübchen, das von dem roten Feuerscheine, welcher durch das Gitter des Ofenthürchens quoll, matt erhellt war. Eine behagliche Wärme und leichter Tannenduft erfüllte den Raum.

Sie legte das Paket ab und brachte aus ihren Taschen noch einige andere Päckchen und Düten zum Vorschein. Nachdem sie Hut und Mantel abgenommen hatte, entzündete sie die Lampe und trug sie nach dem Tische, welcher vor einem altpäterischen Sofa stand. Daneben fand sich in der Mauer

eine alfovenartige Vertiefung mit dem weiß überhangenen Bett, halb verhüllt von grünen, zierlich gerafften Ripsvorhängen. Unter blendend weißen Gardinen verschwanden die zwei niederen Fenster, deren Gesimse mit Blumentöpfen bestellt waren. Zwischen den beiden Fenstern stand eine große Kommode und daneben eine Nähmaschine. Die Mitte der zweiten Längswand nahm ein breites Kleiderspind ein, hinter welchem noch die Verschaltung einer durch dieses Spind verstellten Zimmerthüre hervorragte. Ein schwarz umrahmter Spiegel, zwei Farbendrucke, eine Anzahl Photographieen in dünnen Goldleisten, ein kleines Regal mit einem Duzend Bücher und eine gestickte Bürstentafel, diese Dinge bildeten den freundlichen Schmuck der Wände, zwischen denen die Bewohnerin sich wohl behaglich fühlen konnte.

Nun kniete sie vor einem, zur Seite der Thür stehenden, tischhohen Schranke und entnahm demselben allerlei Geschirr. In einem blechernen Gefäße stellte sie Wasser in die Ofenröhre, und das begann auch bald zu summen und zu singen. Mit weißem Tuche überdeckte sie den Tisch, und darauf kamen zwei bunt bemalte Teller zu stehen und auf

jedes derselben eine blaue Tasse. Dann brachte sie die beiden Bestecke und eine mit kalten Fleischwaaren belegte Zinnplatte. Ein langer, dünner Brotlaib, ein Salznapf aus grünem Glas und ein hölzernes Pfefferbüchschchen vollendete den Bestand der Tafel.

Mit prüfenden Blicken musterte sie ihr Werk und nickte zufrieden vor sich hin.



Wieder entnahm sie dem Schranke ein großes, weißes Tuch, und das breitete sie über die Kommode. In die Mitte derselben stellte sie das zierlich aufgeputzte Christbäumchen, das sie hinter den Vorhängen des Ofens hervorgeholt, und begann die Äste desselben mit kleinen Wachslichtern zu bestecken. Einmal hielt sie dabei inne und hob lauschend den Kopf. Sie meinte den Klang einer murmelnden Stimme gehört zu haben — aus dem anstoßenden Gemache — aus Herrn Hollemanns Zimmer. Aber sie mußte sich doch wohl getäuscht haben. Denn da drüben war nun lautlose Stille. Und sie hätte

doch jedes nur etwas stärkere Geräusch vernehmen müssen, da das Kleiderspind vor der versperrten Thür gleichsam einen Resonanzboden bildete. Sie nahm ihre Beschäftigung wieder auf, konnte es aber nicht hindern, daß sie immer durch Spind und Thür da hinüber denken mußte. Der hatte wohl keinen guten Abend heute — der da drüben. Vor einem halben Jahre hatte er das Zimmer nebenan bezogen. Die zwei Gulden, welche wöchentlich dafür entfielen, bezahlte er jeden Sonntag zur selben Stunde — das hatte ihr die Hausfrau vorgeplaudert. Die wußte auch sonst noch manches Gute von ihm zu berichten: wie freundlich und bescheiden er wäre, wie er seine Sachen so sauber in Ordnung halte, wie er nie ein Gasthaus besuche, außer zur Mittagsstunde, und wie er vom frühen Morgen bis spät in die Nacht so fleißig über seinen Schreibereien sitze. „Aber freilich,“ hatte die Hausfrau solch einem Lobe gelegentlich beigefügt, „er hat's auch nötig; die Finger muß er sich halb krumm schreiben, um sich nur mit Ach und Krach so durchzubringen.“ Von der Hausfrau hatte sie auch seinen Namen erfahren, und er wohl den ihrigen. Dann war sie ihm auf der Treppe und

im Vorzimmer öfters begegnet; er hatte sie immer so höflich und achtungsvoll begrüßt, und späterhin hatte sich auch manche Gelegenheit ergeben, bei welcher ein kleines Gespräch nicht zu umgehen war. Damit war aber auch ihre Kenntnis von ihm und ihre Bekanntschaft mit ihm erschöpft. Sie konnte sich, während sie so an ihn dachte, nicht einmal sein Aussehen klar vergegenwärtigen. Männer auf ihr Gesicht hin anzusehen, das hatte sie sich mit einem einzigenmale abgewöhnt . . . es war das eine bittere, nachhaltige Lehre gewesen. Auch diese Geschichte flog ihr jetzt durch den Kopf, ohne daß ihre Ruhe dadurch gestört wurde; denn wenn das auch nicht vergessen war, so war es doch überwunden . . . schon lange . . . seit Jahren schon.

Nun hatte sie das letzte Kerzlein an den Baum befestigt. Sie öffnete die Kommode und nahm daraus allerlei Dinge, die sie um den Fuß des Baumes reichte: drei sorgsam genähte und säuberlich geplättete Herrenhemden, ein Duzend blau und rot gemerkter Taschentücher, zwei seidene Krawatten, ein Cigarrenetui mit zierlicher Perlenstickerei, ein Zündholzbüchschchen aus getriebenem Kupfer und einen Bund Virginiacigarren. Raum war sie mit

der Anordnung dieser Dinge zu Ende, als draußen die Glocke gezogen wurde. In fiebernder Hast entzündete sie am Weihnachtsbaum die Kerzen. Dann eilte sie aus dem Zimmer und öffnete die Gangthüre.

„Karl! Bist du's?“

„Wohnt hier ein Fräulein Wieser?“ hörte sie eine fremde, rauh klingende Stimme fragen.

„Ja,“ gab sie zögernd zur Antwort und erhielt von dem Manne, der da draußen stand, einen Brief eingehändigelt.

Langsam kehrte sie in ihr Stübchen zurück und trat an den Tisch. Sie kannte die Schrift . . . und da wußte sie auch gleich, daß ihr die Freude des Abends verdorben war. Mit zitternder Hand erbrach sie den Brief und las: „Liebe Theres! Ich könnte vor Ärger den Sekkasten in Stücke schlagen. Gerade, wie ich weggehen wollte, hab' ich noch einen ganzen Artikel zum setzen bekommen. Und da kann ich jetzt dastehen bis Zwölf oder Eins. Daß einem aber auch alle Freuden verdorben werden muß! Dir wird es auch recht leid sein, Du gute Seele. Sei aber nicht böse, ich kann ja nichts dafür. Ich wollte Dir etwas Hübsches mitbringen. Jetzt mußt Du Dich aber schon auf morgen ver-

trösten. Das Donnerwetter soll dareinschlagen! Und jetzt behüt Dich Gott und sei herzlich begrüßt von Deinem Dich liebenden Bruder Karl.“

Sie ließ das Blatt sinken und betrachtete mit trübseiligen Blicken den gedeckten Tisch. Dann hob sie die Augen zum lichtstrahlenden Christbaum, schritt der Kommode zu, legte den Brief zwischen die Geschenke und schickte sich an, die Kerzlein auszulöschen. Plötzlich aber hob sie wieder lauschend den Kopf. Und diesmal täuschte sie sich nicht . . . sie hörte schluchzen . . . von da drüben . . . durch Thür und Spind . . . ein heftiges Schluchzen.



Sie wußte kaum, was sie that . . . sie fühlte nur, wie ihr dieses Schluchzen ins Herz schnitt, und da ergriff sie die Lampe, eilte aus dem Zimmer, über den Gang und pochte an die nächste Thüre. Ein ersticktes „Herein!“ klang zur Antwort. Sie drückte die Klinke nieder und trat in eine finstere, eiskalte Stube.

„Sie wünschen . . . Fräulein . . . Wieser?
Ganghofer, Es war einmal . . .

Womit . . . kann ich dienen?“ stammelte der junge Mann, der sich hinter dem mit Schreibereien bedeckten Tische aus einer Sofaecke erhoben hatte und sie mit scheu verlegenen Blicken betrachtete.

Nun fand sie ihr Beginnen doch ein wenig seltsam, und ihre Stimme klang nicht ganz so sicher, als es ihr lieb gewesen wäre. „Ich habe . . . mir war es, als hätte ich Sie weinen hören?“

„Weinen? — — Das war doch wohl eine Täuschung? Ich habe vielleicht ein wenig gehustet.“

„Ja, ja . . . ich kann mich getäuscht haben,“ sagte sie. Aber sie hatte doch gesehen, wie er sich bei ihrem Eintritt noch hastig mit den Händen die Augen ausgewischt hatte. „Ich hörte eben . . . und Sie begreifen, daß — — aber sagen Sie mir nur, wie können Sie es denn hier aushalten? Hier hat es ja eine Kälte zum zittern.“

„O, doch nicht? Ich habe gern etwas kühl, mir wird ohnedies beim Schreiben so warm.“

„Jetzt aber schreiben Sie ja nicht,“ sagte sie, und näher zum Tische tretend, warf sie einen Blick auf seine von der Kälte gerunzelten Hände. „Sie können ja nicht schreiben . . . Sie haben ja kein Licht. Und weshalb nicht?“

„Ich habe beim Schreiben nicht beachtet, daß das Öl weniger wurde . . . und wie es zu Ende war, da waren die Hausleute schon fortgegangen.“

„Das ist aber unvorsichtig von Ihnen. Und dann . . . Sie selbst waren ja auch nicht von Hause fort . . . haben Sie denn zu Abend gegessen? Ich sehe nirgends einen Teller?“

„Ich habe . . . vergessen . . . und . . . das heißt, ich habe zu Mittag des Guten ein wenig zu viel gethan . . . und deshalb . . . das schadet ja, wenn man so wenig Bewegung hat . . . bekanntlich.“

Sie betrachtete ihn eine Weile mit stummen Blicken. „Ich will Ihnen etwas sagen, Herr Holle-
mann!“ sprach sie ihn dann mit raschen Worten an. „Sie sind doch kein Invalide, der sich schonen muß. Und seit Mittag ist es lange her. Kommen Sie zu mir herüber! Ich habe zu essen . . . für zwei . . . Brot und Fleisch und Thee und Punsch. Helfen Sie mir dabei . . . und dann plaudern wir eine Stunde. Kommen Sie!“

„Aber . . . mein Fräulein . . . ich bitte . . . wie kann ich . . .“

„Machen Sie keine Umstände!“ sagte sie, fast heftig. „Wir sind uns ja nicht fremd. Wir

wohnen seit Monaten Thür an Thüre. Und ich weiß, Sie sind ein ordentlicher Mensch. Also, kommen Sie!" Bei diesen Worten verließ sie schon das Zimmer und hörte dabei noch, wie er etwas stammelte von „zu liebenswürdig“ und von „gestatten“.

In ihrem Stübchen angelangt, stellte sie die Lampe auf den Tisch und ließ dann vor dem Kofen die auseinander geschlagenen Vorhänge niederfallen.

Da erschien er unter der Thüre. „Ach, wie schön! Wie schön!“ rief er mit bewegter Stimme und starrte mit schwimmenden Augen den brennenden Baum an.

„Kommen Sie nur! Bleiben Sie nicht so lange auf der Schwelle stehen. Wir haben sonst gleich die Kälte im Zimmer.“

Er schloß die Thüre und näherte sich. Da fiel sein Blick auf die Geschenke. „Sie haben wohl jemanden erwartet?“ frug er mit leiser, stockender Stimme.

„Ja, meinen Bruder. Er ist Seher in einer Zeitungsdruckerei. Vor einer Viertelstunde hat er mir abgeschrieben. Wollen Sie lesen?“ Dabei reichte sie ihm den Brief.

„Aber ich bitte . . . Fräulein Wieser . . .“ stammelte er ganz erschrocken und wehrte ihre Hand ab. Das machte sie lächeln. „Sie sind glücklich,“ sagte er dann, „Sie haben einen Bruder . . . und er hat an Ihnen eine Schwester — — ich habe niemand! Niemand!“

Schweigend betrachteten die beiden eine Weile den Baum. Endlich begann sie die Lichter auszulöschen, und er war ihr dabei behilflich. „Ich muß von den Kerzen noch etwas für meinen Bruder sparen,“ sagte sie. „Und jetzt . . . jetzt wollen wir essen.“

Nun wollte er sich nicht auf das Sofa setzen; aber sie verlangte es so bestimmt, und da that er ihr den Willen. Dann zog sie das brodelnde Wasser aus dem Ofen und übergoß den Thee. Freundlich redete sie ihm zu, und er nahm und nahm, auch als er schon lange satt war — nur um ihr kein Nein sagen zu müssen — und dabei lobte er jeden Trunk und Bissen, den er zum Munde führte. Die Kosten der Unterhaltung wurden zumeist von Therese getragen; sie plauderte von den Dingen, die ihr zunächst lagen, von Geschäft und Arbeit; er aß und lauschte — und seiner Miene nach zu schließen

schien er jedes ihrer Worte für gar wichtig und lehrreich zu halten.

Als sie später auf dem Tische den Punsch bereitete, verfolgte er die geschickte Emsigkeit ihrer Hände mit stillen, andächtigen Augen und sprach, nachdem die Gläser gefüllt waren, in gut gesetzter Rede einen herzlichen Wunsch für ihr und ihres Bruders Glück und Wohlergehen. Die Erwiderung des gleichen Wunsches nahm er mit schmerzlichem Lächeln und lachtem Kopfnicken entgegen.

Eine kleine Debatte entstand, als ihm Therese aus dem für ihren Bruder bestimmten Etui eine Cigarre bot; er wollte sie nicht annehmen, wollte in ihrem Zimmer nicht rauchen, und erst nach langem Sträuben fügte er sich. Aus der Art und Weise, wie er die Cigarre in Brand steckte und die ersten Wölkchen so langsam und bedächtig über die Lippen blies, konnte sie leicht ersehen, daß sie ihm einen Genuß bereitet hatte, den er wohl lange schon entbehrt haben mochte. Fleißig füllte sie ihm das Glas, und da röteten sich nach und nach seine Wangen und sein Mund wurde gesprächiger. Sie fragte ihn nach Heimat und Herkunft, und er erzählte ihr, daß sein Vater in einer kleinen Provinz-



Endlich begann sie die Lichter auszulöschen . . .

stadt einen Spezereiladen geführt hätte. Nach des Vaters frühem Tode hätte er selbst mit der Mutter das Geschäft weiter geführt, bis sie eines Morgens das Gewölbe und die Vorratsräume bis auf die Wände ausgebrannt gefunden. Der Schreck, den die Mutter von diesem Unglück davongetragen, hätte ihr nach wenigen Wochen das Leben gekostet.

„Da hab' ich unser Haus verkaufen müssen, um alle Rückstände begleichen zu können, und mit den paar hundert Gulden, die mir geblieben sind, bin ich hierhergezogen in die große Stadt. Ich habe gewiß nie geträumt, als sollt' ich da mein Glück machen. . . ich wäre schon zufrieden gewesen, wenn ich mich gut und anständig fortgebracht hätte. Aber Monat um Monat ist vergangen. . . mein bißchen Barschaft ist geschmolzen und geschmolzen, und ich habe keine Stellung finden können. Und ich könnte doch etwas leisten. . . ich verstehe die Buchführung so gut. . . Französisch und Englisch hab' ich für mich selbst gelernt. . . und ein Mensch, auf den man sich verlassen kann, bin ich gewiß auch. Wenn es nur erst jemand mit mir versuchen wollte. Aber es hat sich niemand die Mühe genommen. Da war ich dann am Ende froh, daß

ich diese Kopierarbeit gefunden habe. Der Ertrag ist freilich ein geringer, aber ich weiß mich einzuschränken und weiß mir das Bißchen einzutheilen . . . wenn es nicht gar zu lange dauert, bis ich wieder . . . Und sehen Sie, da hab' ich jetzt seit zwei Wochen eine große Arbeit . . . und habe immer gehofft, ich könnte bis heute damit fertig werden . . . keine Viertelstunde hab' ich versäumt und habe die halben Nächte geschrieben . . . aber es ging nicht. Und bevor ich nicht fertig war, konnt' ich doch nicht zu dem Herrn hingehen, um . . . und . . . natürlich . . . das sind jetzt vierzehn Tage . . . und wie mir die Lampe ausgegangen ist, da hab' ich mir auch kein Öl mehr kaufen können. Ich will gar nicht davon reden, daß auch der genügamste Mensch an einem solchen Abende seine kleine Freude haben will . . . aber wie ich so geseßen bin, im Finstern und in der Kälte . . . sehen Sie . . . ich will es gar nicht mehr leugnen . . . Sie haben schon recht gehört . . . denn wie ich so an meine toten Eltern gedacht habe und an die früheren Weihnachtsabende . . . und wie ich jetzt dastehe — — und dann . . . in dem Roman, den ich abzuschreiben habe, kommt auch ein junger Mensch vor . . . ge-

wiß ein guter Mensch . . . und der sieht mir so ähnlich im Gesicht und im Leben . . . und zuletzt verläßt ihn die Kraft und die Hoffnung . . . und da ist eine Scene, wie er . . . aber Gott soll mich bewahren! Und da sind Sie gekommen, Fräulein Wiefer . . . und Sie wissen gar nicht, wie ich das empfinde, daß ich jetzt hier bei Ihnen sitzen darf. Und wenn ich ein alter Mann werde . . . mit weißen Haaren . . . aber das, das will ich Ihnen nie vergessen . . . nie, nie!“ Es zitterten ihm die Lippen, und dicke Thränen perlten ihm über die hageren Wangen.

„Seien Sie nur ruhig, Herr Hollemann,“ sagte sie, und auch ihr bebte die Stimme. „Und erregen Sie sich nicht so sehr. Denken Sie, daß nicht ein Tag wie der andere ist. Das alles wird sich schon noch richten mit der Zeit. Sie sind ein braver, fleißiger Mensch, Ihnen muß es noch einmal gut gehen.“

Er schüttelte den Kopf. „Ich habe fast keinen Glauben mehr. Denn wissen Sie, wer sich in der Welt seinen guten Platz gewinnen will, der darf sich nicht drängen und drücken lassen . . . und muß mit den Leuten reden können . . . so gerade-

weg . . . und das ist nicht meine Sache. Sehen Sie . . . mich hat meine Mutter zu lieb gehabt. Sie hat für mich gedacht und gesorgt, und dabei bin ich dreißig Jahre alt geworden und hab' es nicht gelernt, die Füße nach eigenem Willen zu lenken und fest hinzustellen. Was ich gethan habe, hab' ich richtig und gut gethan . . . aber ich habe immer nur gethan, was meine Mutter gethan haben wollte. Und das geht mir jetzt nach. Ja . . . wenn ich jemand hätte, der mich stützen und ermutigen möchte! Dann sollt' ich schon meinen Weg finden!"

„Sie müssen ihn aber mit eigenen Augen suchen lernen! Glauben Sie mir nur, ich habe das auch gelernt, und ich bin doch nur ein Mädchen. Auch mir sind die Eltern frühzeitig weggestorben . . . sind auch arme Leute gewesen und haben mir nichts hinterlassen als meine flinken Hände und ein bißchen Gesicht. Siebzehn Jahre bin ich alt gewesen . . . und da geht einem das Alleinstehen nahe. Und natürlich, wie dann einer gekommen ist und hat mir so recht schön gethan, das hat mir gefallen und hat mir das Herz warm gemacht. Bei mir ist es tief genug gegangen . . . er aber ist ein schlechter Mensch gewesen . . . und es war mein

Glück, daß ich das gemerkt habe, bevor es zu spät war. Da hab' ich sauberen Tisch in mir gemacht . . . leicht ist es nicht gegangen . . . aber doch . . . und habe zu arbeiten angefangen. Und jetzt bin ich schon zwölf Jahre in demselben Geschäfte. Ich habe Geschick und Geschmack . . . und mit den Kleidern, die ich zurichte und zusammenstelle, hebt meine Prinzipalin bei ihren Kunden die meiste Ehre auf. Das weiß sie auch, und sie sagt es mir oft genug, daß ich ihr unentbehrlich bin. Darauf hab' ich auch einen gewissen Ehrgeiz und habe meine Freude dabei. Auch ein schönes Auskommen hab' ich, kann mir und meinem Bruder hie und da ein kleines Vergnügen machen, und mein Sparkassabuch kommt deshalb doch auch nicht zu kurz. So, wie ich es habe, so bin ich's zufrieden. Das heißt . . . freilich . . . wenn ich manch-



mal so ganz alleine sitze, da denk' ich wohl auch, wie schön es wäre, wenn ich so meine eigene Häuslichkeit hätte und wenn ich wüßte, für wen ich spare und für wen ich mich

forgen dürfte. Aber das hab' ich wohl schon verpaßt. Nun . . . wenn's schon nicht anders sein kann . . . meinerwegen. Ich denke mir eben: eine alte Jungfer ist auch ein Kind Gottes. Glauben Sie nicht?"

„Gewiß! das heißt . . . aber . . .“ Ein nicht ganz natürlich klingender Hustenanfall unterbrach Herrn Hollemanns verlegen zögernde Worte.

Therese lächelte; dann plauderte sie weiter, von ihren Eltern, von ihrer Jugend, und bald auch von ferner liegenden Dingen. Als sie dabei ihr Geplauder einmal mit einer Frage unterbrach, erhielt sie keine Antwort. Verwundert blickte sie auf. Da saß ihr Gast, in die Sofaecke gelehnt, das Haupt tief auf die Brust geneigt, die unter lang anhaltenden Atemzügen sich hob und senkte — Herr Hollemann war eingeschlafen.

Im ersten Augenblick wußte sie nicht, was sie dazu denken, was sie thun sollte. Dann aber kam ihr seine höfliche Bescheidenheit in den Sinn, und sie bedachte, wie nötig ihm der Schlaf gewesen sein mußte, der ihn doch gewiß wider Willen überkommen hatte. Der arme Mensch hatte gehungert und gefroren — war plötzlich in die warme Stube gekommen, hatte gegessen und getrunken —

der Inhalt des Gespräches hatte ihn angegriffen — und seine Kraft war ohnehin schon aufgerieben von den vergangenen, bei rastloser Arbeit durchwachten Nächten. Da wär' es eine fast übermenschliche Leistung gewesen, wenn er nicht eingeschlafen wäre — so meinte sie, während sie all das bedachte — und das tiefe Mitleid, welches ihr Herz beschlich, ließ sie den Mut nicht finden, Herrn Hollemann aus seinem Schlaf zu wecken.

Sie holte ein großes Buch herbei und stellte es vor die Lampe, daß der Schatten das Gesicht des Schlafers deckte. Dann nahm sie eine Näharbeit zur Hand, und emsig führten ihre Finger die Nadel durch das weiße Gewebe. Manchmal hob sie die Augen und spähte hinüber nach dem Sofa. Sie wollte nur beobachten, ob Herr Hollemann noch schlief — mit dieser Beobachtung vereinigte sich aber auch unwillkürlich die Wahrnehmung, wie seine Züge so hübsch und freundlich waren, besonders jetzt, wo der Schlaf seine schmalen, sonst so blassen Wangen mit einer warmen Röthe behauchte. Und seltsam — er hielt die Lider doch fest geschlossen — und dennoch sah sie immer und immer den guten, treuen Blick seiner

blauen Augen! Es waren eigenartige Gedanken, die bei all diesen Wahrnehmungen unter ihrer Stirne erwachten und niederstiegen in ihr Herz, und während sie da drinnen webten und trauliche Träume spannen, rannen die Stunden rasch dahin.

Die Lampe drohte zu erlöschen; Therese trug sie vom Tische und setzte an ihre Stelle eine brennende Kerze. Dabei berührte sie unversehens das aufgestellte Buch — es klappte mit lautem Schlag auf den Tisch — und jählings fuhr Herr Holle- mann aus seinem Schlaf empor. Mit verstörtem Blicken sah er um sich, auf das Mädchen und auf die flackernde Kerze.

„Um Gottes willen . . . Fräulein . . .“ stotterte er, „was hab' ich gethan!“

„Sie haben geschlafen,“ sagte Therese und sah ihm mit freundlichem Lächeln in die Augen.

Da schob er sich hinter dem Tisch hervor, und während er die Hände in einander preßte, zitterten von seinen Lippen Worte des Dankes, der Entschuldigung, der Bitte um Vergebung und wieder des Dankes — aus seinen Augen aber, mit denen er unverwandt an dem Gesichte des Mädchens hing, sprach noch ein Etwas, von dem

sein Mund nicht redete, daß mehr war als nur Dank allein.

Und er würde damit kein Ende gefunden haben, wenn ihn Therese nicht unterbrochen hätte. „Lassen Sie es gut sein . . . ich weiß, wie Sie es meinen!“ sagte sie. „Und gehen Sie jetzt — es ist spät geworden. Und noch etwas will ich Ihnen sagen . . . mir ist da etwas eingefallen. Am ersten Januar geht unser Buchhalter aus dem Geschäft. Meine Prinzipalin hat noch keinem von den Bewerbern die Stelle zugesagt. Ich will mit ihr von Ihnen reden . . . sie giebt etwas auf mein Wort . . . und schließlich, wenn sie nicht will, dann sag' ich ihr, ich will auch nicht mehr . . . und ich weiß, sie kann mich nicht entbehren. Ich versprech' es Ihnen, Herr Hollemann . . . Sie sollen die Stelle haben. Und damit Sie auch wissen, daß heute Weihnachten ist — — da . . . nehmen Sie!“ Und Therese reichte ihm das Cigarrenetui mit der Perlenstickerei. „Mein Bruder wird deshalb doch nicht zu kurz kommen . . . er soll ein anderes haben.“

„Liebes . . . liebes Fräulein . . .“ stammelte Herr Hollemann, während er mit der Gabe zugleich die Hände der Geberin faßte, „sehen Sie . . .

ich ziere mich nicht. Die Freude, die Sie mir machen, ist so groß, daß ich — — aber . . . Sie müssen mir erlauben . . . nur einen Augenblick . . .“ Und er war zur Thüre draußen, bevor er das letzte Wort noch ausgesprochen hatte. Verblüfft sah ihm das Mädchen nach — — aber da hörte sie schon wieder seine nahenden Schritte. Nun stand er vor ihr und hielt ihr auf der flachen Hand ein goldenes Kreuzchen an seidener Schnur entgegen: „Sehen Sie . . . Fräulein . . . das hat meine Mutter am Halse getragen . . . und ich wäre lieber verhungert, eh' ich es verkauft hätte . . . aber Sie . . . ich bitte, nehmen Sie es von mir an . . . ich bitte . . .“ Thränen erstickten seine Worte.

Da stieg auch ihr das Wasser in die Augen. Sie nickte nur und streckte die Hand nach dem Kreuzchen. Er aber hielt diese Hand in der seinen fest. „Ich danke Ihnen, Fräulein Wieser, denn jetzt erst haben Sie meine Freude voll gemacht. Und sehen Sie . . . wenn das mit der Stelle, von der Sie gesprochen haben . . . so kommen sollte . . . dann wird mir daran das Liebste sein, daß ich Sie an jedem Tage sehen kann!“ Er schien noch weiter sprechen zu wollen, aber stumm nur rührten sich

seine Lippen. Noch einmal drückte er fest und innig ihre Hand — dann ging er.

Lange stand Therese regungslos . . . doch lächelnden Mundes . . . und dieses Lächeln schien sie um Jahre zu verjüngen.

Nun hob sie die Arme, band die Schnur um den Nacken, küßte das Kreuzlein und ließ es in ihren Busen gleiten.



In der Freinacht.
Ein Sylbestermärchen.

1888.



Sie trieben es bunt in der Schenke. Freilich, Sylvesternacht, da muß es hoch hergehen. Die Becher klangen, die Saiten schwirren, und unter wirrem Geschrei und trunkenem Lachen rollten die Würfel über den weißen Tisch. Doch mitten unter der tollenden Schaar saß einer, von dessen Lippen man keinen Laut vernahm. Er hielt den jungen blonden Kopf an die weiße Mauer gelehnt und starrte mit feuchten Augen ins Leere. Nur selten griff er zum Becher, und wenn er sich über die Stirne fuhr oder das lange Haar zurückstrich von

den blassen Wangen, dann zitterte ihm die Hand. Er war so ganz verloren in sich, daß er die guten Blicke nicht merkte, mit denen das schmucke Töchterlein des Wirtes, die Lisbeth, ihn betrachtete, so oft sie in seine Nähe kam, und daß er kein Wort von allem hörte, was die anderen schrien, lachten und sangen. Und als ihn sein Nachbar am Arme faßte und ihm zurief: „Lustig, Dieter, lustig, und trink, schneller als die Zeit macht der Wein vergessen!“ . . . da fuhr er wie aus tiefem Traum empor und starrte mit heißen Augen um sich her. Jetzt sah er, jetzt hörte er . . . und was er sah und hörte, diese tolle Lustbarkeit, dieses wüste Gelächter und wilde Gejohl, das ekelte ihn an und schmerzte ihn in tiefster Seele. Er schüttelte das Haar zurück, sprang auf und verließ den Tisch.

Unter der Thür trat ihm die Lisbeth entgegen, erschrocken, mit traurigem Blick.

„Dieter? . . . Du willst schon fort?“

Er nickte nur, reichte ihr die Hand, ohne sie anzusehen, und stürzte hinaus in die dunkle Nacht. Eine Weile rannte er die Straße dahin wie ein Verfolgter, bald aber wurden seine Schritte langsam und müde. Noch lange hörte er hinter sich

den wirren Lärm der Schenke. In den Höfen, an denen er vorüberkam, kläfften die wachenden Hunde. Schwarze Wolken zogen am Himmel, den Sternenglanz erstickend, und alle Häuser waren so tief in Nacht getaucht, daß aus der Finsternis die erleuchteten Fenster hervorstrahlten wie die glühenden Augen dunkler Ungetüme.



Nun stand er vor dem eigenen Häuschen. Das lag vor ihm, so still, mit schwarzen Fenstern, und durch die entblätterten Zweige der Linde, die über das kleine Haus im schönen Sommer ihren Schatten warf, sumimte mit schweremutsvoller Weise der Nachtwind, der von den waldigen Hügeln niederstrich ins Thal. Dieter öffnete die Thür, doch über der Schwelle blieb er stehen. Er hatte nicht den Mut, hineinzutreten zwischen die stummen, öden Mauern. Da drinnen roch es noch immer nach Wachs und Weihrauch, und auf den Dielen, die sein fleißiges

Mütterlein, bevor es krank geworden, für die Feiertage noch weiß und blank gescheuert hatte . . . auf diesen Dielen sah man noch immer die schmutzigen Tritts Spuren der vier Männer, die auf ihren Schultern davongetragen hatten, was dem Dieter auf der Welt das Liebste war. Ein Schauer überlief ihn. Er zog die Thür wieder zu, dann sank er auf die Hausbank nieder, grub das Gesicht in beide Hände und weinte in bitterem Schmerz. Da war es ihm plötzlich, als hätte eine liebe Stimme seinen Namen gerufen. Er blickte auf und seine Thränen versiegten. Doch wie er auch hineinstarrte in die Nacht, nirgends, nirgends eine Spur von Leben oder Licht! Woher nur die Stimme gekommen war? Er hörte sie in seinem Ohr noch klingen, so deutlich, so weich und liebevoll. Wie träumend erhob er sich, kehrte auf die Straße zurück und wanderte in die Nacht hinaus, er wußte nicht wie und nicht wohin. Er ging nur zu . . . immer zu . . . immer zu . . .

Am Himmel flüsteten sich die Wolken, hier und dort schon funkelte ein Stern hernieder, nun huschte ein heller Strahl über das Gewölk, das sich mit zartem Glanze zu säumen begann, und über die Wiesen, auf welche der Winter noch keinen

Schnee geworfen, kam aus der Ferne der weiße Schein des Mondes herangezogen. Das Wasser des Baches, der die Straße begleitete, murmelte lauter, auf jeder Welle schaukelte sich ein blitzendes Lichtlein, und die kahlen Zweige der Weiden und Erlen, vom Mond beschienen und vom Winde bewegt, wanden und schlangen sich durcheinander, wie die Arme tanzender Gestalten.

Auf der silberweißen Straße wanderte Dieter dahin, in Erinnerung versunken, die Augen in sein Herz gefehrt, und er sah nicht, wie das offene Feld zu Ende ging und wie der Tannenwald ihn aufnahm in seine geheimnißvollen Schatten. Seine Schritte verirrten sich vom Wege, auf weichem Moose wandelte er zwischen den Bäumen hindurch, wie geführt von einer unsichtbaren Hand, und nicht eher blickte er auf, bevor er nicht gefangen stand zwischen Bäumen und dichtem Gebüsch, aus dem er keinen Ausweg sah. Erschrocken und staunend schaute er um sich her, dann ließ er sich mit einem müden Seufzer auf einen Baumstoc nieder und umschlang seine Kniee mit beiden Armen. Aus den finsternen Büschen sah er das morsche Holz mit bläulichem Scheine glimmen, zu seinen Füßen

spielten die Lichter und Schatten des Mondes, und ihm zu Häupten rauschten die dunklen Wipfel, als hätten sie sich wunderjame Dinge zu erzählen.

Da schlug im Dorfe die Kirchenguhr . . . die zwölfte Stunde. Die Schläge klangen wie aus weiter, weiter Ferne. Lauschend fuhr Dieter auf, und über seine Schultern lief ein Frösteln, obwohl die Winternacht so milde war, wie eine Nacht zur Frühlingswende.

„Freinacht!“ stammelte er mit bebenden Lippen. Das war von den Nächten eine, in denen die Geister Macht gewinnen, in denen frei und lebendig wird, was sonst unfassbar und verborgen liegt für das Wissen und die Augen der Menschen. Freinacht! Und er allein, mitten im tiefen, pfadlosen Walde! Nicht Furcht und Grauen, nur ein seltsames, erwartungsvolles Bangen überkam ihn. Langsam erhob er sich und staunte hinein in den Wald, denn als er den letzten Glockenschlag verklingen hörte, erwachte rings um ihn ein zauberhaftes Leuchten, das keinen Schatten duldete. Alle Bäume und Büsche waren in Glanz getaucht, das welke Moos verjüngte sich zu frischem Grün, aus allen dürren Ranken sprangen die Blätter, Blumen

stiegen aus der Erde, die Käferleichen, die im Moose lagen, belebten sich und fingen zu schwirren an, ein leises Summen ging um alle Blüten, die Vögel sangen, und schimmernde Falter gaukelten von Busch zu Busch. Mit träumenden Augen blickte Dieter noch in dieses vom Tod erstandene Frühlingsleben der Natur, als er eine leise, liebliche Musik vernahm, wie von aberhundert helltönenden Glöckchen, in deren harmonisches Klingen sich ein Gesang von zarten Stimmchen mischte. Da kam Bewegung in seine starren Glieder, mit Zaubergewalt zog es ihn diesen Klängen entgegen, er brach sich einen Weg durch die grünen Büsche . . . und nun stand er vor einer Waldlichtung, in deren Mitte zwischen blühenden Weißdornhecken ein kleiner Teich gelegen war. Schimmernde Birkenzweige hingen über die Hecken in das Wasser nieder, auf dessen stillem, leuchtendem Spiegel weiße Knospen zwischen großen Blättern schwammen. Das ganze Ufer war mit Blumen übersät, und aus den bunten, schwingenden Glöckchen dieser Blüten kam jenes leise wunderfame Klingen, während aus der Tiefe des Wassers jener zarte Gesang emporzu- steigen schien.

Mit zögernden Schritten näherte sich Dieter dem blühenden Ufer, und da schwang sich mit klappernden Schnäbeln ein Storchenpaar in die Lüfte. Nun wußte Dieter, wo er sich befand . . . er kannte den kleinen Teich, es war der Kindli-brunnen, von dem die Sage geht, daß auf seinem Grunde das Leben wachse. Ganze lange Tage war er als Knabe hier in den Blumen gelegen und hatte in brennender Neugier niedergestarrt auf den Grund des klaren Wassers. Doch nichts anderes hatte er gesehen als grüne Algen und braune Käfer. Jetzt aber, da er mit brennenden Augen sich über den Spiegel des Teiches neigte, schien der Grund ins Bodenlose zu versinken, und tief, tief unten sah er ein schimmerndes Gewimmel von weißen, winzigen Körperchen. Das war ein Wirbel von Blütenflocken . . . und eine dieser Flocken löste sich aus dem Kreise und kam emporgeschwommen, höher und höher, wachsend und sich gestaltend . . . mit leisem Rauschen theilte sich die Flut . . . und an das Ufer stieg ein wunderliebliches Kind in weißem Kleidchen, mit einem Kranz von Rosenknospen über dem gelockten Haar. Singend trippelte es durch die Blumen und raufte



Er beugte sich mit brennenden Augen über den Spiegel des Teiches.

mit spielenden Händen die Blüten von den Stengeln. Bekommenen Herzens folgte Dieter dem Kinde, er sah es auf schmalen, schwankenden Stegen fahrlos über schäumende Bäche schreiten, hart am Rande finsterner Abgründe sah er das Kind dahintänzeln, und wenn es zu straucheln drohte, schien es gestützt und gerettet wie von sorgiamen Geisterhänden.

Jetzt nahm der Wald ein Ende, und Dieter gewahrte mit Staunen, daß aus dem Kinde ein schönes, fröhliches Dirnlein geworden. Und wo es wandelte, da lag der Frühling über der Erde, da blühte der Klee, es duftete der weiße Flieder, und aus den sprossenden Halmen stiegen die Lerchen mit trillerndem Gesang. Doch je lauter die Lerchen sangen, desto stiller wurde das Mädchen, seine Augen leuchteten in feuchtem Glanze, und auf den Wangen lag ein rosiger Abglanz süßer Freude. Da rannen zwei schwere Thränen über diese Wangen, wie ein Schatten flog es über das schöne Gesicht, ein schmerzvolles Bangen sprach aus den Augen, immer müder wurde des Mädchens Gang, und als der Weg sich wenden wollte, sank es mit zitterndem Wehlaut nieder auf einen Stein, den eine

Dornenranke mit spärlichen Blüten umklammerte. Von heißem Mitgefühl erfasst, eilte Dieter herbei . . . es trafen sich ihre Augen . . . und sie kannten sich.

Lächelnd erhob sich das Weib, und als sie weiterschritt, führte sie an der Hand einen Knaben, mit dem sie plauderte in liebevoller Zärtlichkeit und den sie behütete mit sorgender Geduld, damit er sich nicht verlöre von ihrer Hand, nicht Schaden nähme an den rauhen Steinen des Weges. Und über dem Wege, den sie gingen, brütete die heiße Sonne, die Wiesen, welche sie kreuzten, waren abgemäht, und auf den Feldern lagen in goldener Reife die gesammelten Garben. Leibhaftig sah Dieter den Knaben vor sich, wie eine lebendig gewordene Erinnerung seiner eigenen Kindheit . . . dann aber war es ihm wieder, als wäre er selbst dieser Knabe, aber nicht mehr geführt von jener zarten Hand, und nicht mehr Knabe . . . sondern ein schlanker Burische, der nun selbst in liebevoller Sorge die müde Frau auf ihrem Gange stützte mit starken Armen. Ein rauher Wind blies über die leeren Stoppelfelder, in den Büschen, welche den von Regengüssen zerklüfteten Weg begleiteten,

raschelten die welken Blätter, und hinter dem Hügel, dem die beiden entgegenwanderten, hörte man die Raben krächzen. Bleischwere Wolken hingen in der Luft, und aus den Wolken fiel es nieder, weiße Flocken in wirbelnder Menge . . . auf Dieters heißen Wangen zerschossen sie, er schüttelte sie aus seinen Locken . . . doch auf den dünnen Flechten des müden Weibes blieben sie liegen, weiß und kalt. Steiler und immer mühsamer wurde der Weg, und als sie die Höhe erreichten, gähnte vor ihnen ein bodenloser Abgrund. Dieter taumelte zurück, doch die er geführt hatte in seinen Armen, brach mit einem letzten Seufzer in die Kniee und glitt vor seinen Augen nieder in die Tiefe. Unter gellendem Aufschrei griff Dieter nach seinem Herzen, schluchzend streckte er die Arme, als könnte er der finsternen Tiefe das Opfer wieder entreißen, das sie gefordert . . . aber Grauen und Entsetzen lähmten seine Glieder. Ueber dem Abgrund schwebte ein bleiches Gespenst, das ihm zwei hagere Hände entgegenstreckte wie zur Abwehr. Mit brennenden Augen starrte er auf die versinkende Erscheinung, und seine schwere Stimme lallte: „Wer bist du?“

„Das Gewesene!“ klang es aus der Tiefe mit brechender Stimme zur Antwort . . . ein Glockenschlag vom Thurme . . . der Abgrund schloß sich jählings mit donnerndem Geräusch, und Dieter sah sich zwischen Kreuzen und Gräbern stehen, die der Mond mit seinem weißen Lichte übergoß. Und dicht vor seinen Füßen lag ein frischer Hügel. Von Leid und Weh durchzittert, sank er nieder, und seine Thränen fielen zwischen die braunen Schollen. Und wo eine Thräne fiel, da stieg eine Blume aus dem Grund . . . Blumen um Blumen . . . den Hügel schmückend und verhüllend. Und als nun Dieter das Gesicht von den nassen Händen hob, sah er, daß er nicht allein war. Ihm zur Seite saß eine in Verklärung leuchtende Gestalt . . . war sie emporgestiegen aus der Erde? war sie niedergestiegen aus der Höhe? . . . er starrte sie an in beklommener Freude, und seine Blicke versenkten sich in ihre wundersamen Züge, in denen er drei Gesichter wiederfand, das Gesicht des Kindes, der Jungfrau und der Mutter. Alles Irdische war abgestreift von diesem schönen Antlitz, dessen strahlende Augen sich in die seinen tauchten mit einem Blick voll unsäglichlicher Liebe.

Ganghofer, Es war einmal . . . 2. Aufl.

4

„Wer bist du?“ stammelte Dieter.

„Das Bleibende!“

Da öffnete er die Arme . . . er sah, wie das leuchtende Bild vor seinen Augen zerfloß, doch er fühlte, wie es Wohnung nahm in seinem Herzen. So saß er nun, mit den Augen einwärtsblickend in seine Seele, versunken in liebendes Erinnern. Stunde um Stunde verging, die lange Nacht verstrich, und über dem stillen Träumer erwachte der helle Morgen. Aus dem Wipfelmeer des Waldes tauchte die Sonne, so warm und hell, als hätte sie einen Frühlingsmorgen zu bringen, nicht einen Wintertag.

Nun erhob sich Dieter und wanderte dem Dorfe zu. Wie freundlich ihm sein Häuschen entgegenblickte mit den blizenden Fenstern! Aber seltsam! Die Thür stand offen . . . und er hatte sie doch geschlossen. Er trat in die Stube, und sein erster Blick fiel auf ein blühendes Nelkenstücklein, dessen feurige Blumen den kleinen Raum mit zartem Duft erfüllten. Und neben dem Tische saß die Lisbeth auf der Bank. Sie mußte geweint haben, denn ihre Lider waren gerötet, ihre Wangen noch feucht.

„Dieter!“ stammelte sie in Schreck und Freude, als der Bursche auf der Schwelle erschien.

Er schaute sie mit großen Augen an; doch als ihm ihre Blicke begegneten, verstand er alles . . . sein eigenes Herz und das ihre.

„Lisbeth? Du hast dich gesorgt um mich?“

Sie nickte nur. Was hätte sie ihm weiter noch sagen sollen? Er fand ja in ihren Augen den gleichen Blick, den er kannte aus jenen anderen Augen . . . den Blick der Liebe.





Die vier heiligen Dreikönige.

1887.



Seit Wochen hatte der kleine Schluckerfranzl ein hartes Leben. Nicht etwa, weil er mehr als bisher die Bitterkeit des Daseins verspürte, welches die nicht immer gut gelaunte Vorsehung ihm und den Seinen zubestimmt hatte. Und es wäre ihm ein bißchen Unzufriedenheit hierüber doch sicher nicht zu verdenken gewesen. Seine Mutter war die Schlucker-Bastlerin — ein Name, zu dem sich eine ganze, allerdings nicht sehr lustige Geschichte schreiben ließe. Ihr Mann hatte sich als Holzknecht im wahrsten Sinne des Wortes durch das

Leben geschlagen, und da er Sebastian hieß und ein gar armer, notiger Schlucker war, nannten sie ihn im Dorfe nur den Schluckerbastl. Er war aber nicht nur ein armer, sondern auch ein braver Schlucker, der sich für Weib und Kinder die Finger blutig arbeitete, bis ihn ein stürzender Baum erschlug und aller irdischen Plag' und Sorgen ledig machte. Von nun an hatte die Bastlerin mit ihren Kindern ein noch härteres Weissen am Leben, und im Schluckerhäuschen gab es selten etwas anderes zu kosten, als ungeschmalzene Brotsuppe und Erdäpfel mit der Montur.

Aber was für die Bastlerin Kummer und Bitterniß war, das war ein Gleiches nicht auch für ihren Franzl. Sein leichtes Kindergemüt tauchte durch alles kalte Dunkel immer an die warme Sonne, sein unsterblicher Knabenhunger zauberte ihm Brodsuppe und Erdäpfel in die köstlichsten Leckerbissen um, und auch außerdem hatte er alle Ursache, sich als kleiner Herr und König zu fühlen. Waren doch im schönen Sommer alle Straßen und Pfügen des Dorfes sein unbestrittenes Erb und Eigen, der grüne, weite Wald mit den singenden Vögeln, die blumigen Wiesen mit den schlupfigen

Hecken und der silberne Bach mit den Weidenstauden, darauf die Maienpfeifen wachsen. Und im Winter, welcher gerade weiß und glitzernd über dem Dorfe lag, gehörten dem reichen Schluckerfranzl alle Schleif und Schlittenbahnen und die endlosen Felder mit all dem vielen Schnee, den tausend Hände in tausend Jahren zu Schneeballen nicht völlig verarbeitet hätten.

Nein! Was dem Franzl seit einigen Wochen das Leben erschwerte, das war nicht aus dem dünnen, knauerigen Boden seines Daseins in ihn hineingewachsen — das kam nur von den Aufregungen her, welche diese Wochen über ihn gebracht hatten. Zuerst die ebenso qual- und zweifelvolle, wie hoffnungsreiche Frage, was ihm das Christkindl bescheren würde! Und als diese Frage mit einer grobwollenen Ohrenkappe, einem Fäustlingspaar, sechs Äpfeln und zwanzig Nüssen befriedigend gelöst war, stand Franzl in peiniger Spannung schon wieder vor einer zweiten Frage: was ihm wohl das „Neujahrwünschen“ beim Pfarrer, Lehrer, Förster und Bürgermeister eintragen würde? Auch diese Aufregung löste sich zu Franzls Zufriedenheit — nur mit der Pfarrersköchin verdarb er es dabei,

denn in seiner siebenjährigen Unschuld wünschte er mit dem herkömmlichen Sprüchlein auch dem Hochwürdigen Herrn „a guts neus Jahr und a Christkindl mit Krausehaar“.

Aber gleich der Abend des Neujahrstages brachte eine dritte, nach Wichtigkeit der Sache entsprechend gesteigerte Aufregung über ihn. Da saß er in der von einem brennenden Kienspan trüb erhellten Stube träumend hinter dem rissigen, nicht allzu warmen Kachelofen. Und da fiel ihn plötzlich ein Gedanke an, und mit einem vor Erregung heiseren Stimmchen fuhr er in die Höhe: „Mutterl! Du! Heuer möcht' ich auch an heiligen Dreikönig machen! Jetzt bin ich alt g'nug dazu, gelt, Mutterl, gelt?“

„Ja, Franzerl, ja,“ sagte die Bastlerin, die mit schwerfälligen Händen an einem Strumpfe stoppte. Weßhalb auch hätte sie ihrem Buben diese Freude versagen sollen? War's doch eine billige Freude. Auch dachte sie an die guten und nützlichen Dinge, welche Franzl für sich selbst, für seine kleinen Geschwister und fürs Haus vom „Dreikönigstritt“ mit heimbringen konnte. „Ja, Franzerl, ja,“ sagte sie, „muß dich halt morgen gleich um

die zwei anderen umschauen und mußt dein Königs-
sprüchl recht schön und fleißig lernen!“ — Franzls
Augen leuchteten, und nun half der Mutter kein
Weigern, sie mußte gleich beginnen, ihm das Königs-
sprüchlein vorzusagen, daß er mit einer Andacht
nachbetete, als wär's das heilige Vaterunser. Dann
kam für ihn eine schlaflose Nacht; unermüdlich
plapperte er die paar Reime herunter, die er sich
schon gemerkt hatte, träumte sich dabei in seinen
Königsstaat hinein und jah sich schon „mit Schätzen
reich beladen“ am Abend des Dreikönigstages heim-
kehren von den Nachbardörfern und den einjam
liegenden Bauernhöfen. Aber die stille Freude dieser
Nacht wandelte der nächste Tag in bittere Kümmer-
nis. Am Morgen rannte er davon, um sich zwei
Könige als Kameraden zu suchen, — und kam gegen
Mittag mit verweinten Augen zurück.

„Ja Franzerl, geh, weswegen weinst denn
jezt?“ so frug die Bastlerin.

„Weil mich keine net mitgehen lassen mögen,“
schluchzte das Bürschlein in untröstlich scheinendem
Jammer. „Ich thät' ihnen g'wiß z'lumpig aus-
schaun, haben i' alle g'sagt . . . ja . . . und über-
all sind schon alle drei bei'nander!“

Die Mutter tröstete ihren Schmerzenreich, versprach ihm Hilfe, und richtig, am Abend schon brachte sie ihm die gute Nachricht heim, daß der Schreiner ihr zugesagt hätte, den Franzl mit seinen zwei Buben gehen zu lassen. Und sogar den aller schönsten unter den heiligen drei Königen dürfte er darstellen: den schwarzen, den Mohrenkönig! Wenn jetzt der Teufel in Gestalt des Schreiners dem Schluckerfranzl erschienen wäre und gefordert hätte: bete mich an . . . der Franzl hätt' es ohne Zögern gethan.

Drei Tage vergingen, reich an Spannung, Sorgen und Aufregungen. Das Königsprüchlein war in seiner ganzen Länge zu lernen, und der Ornat des Mohrenfürsten mußte genäht, gewaschen und gefleisert werden. Endlich war alles in Ordnung und auch die letzte Nacht vergangen. Gran lag der Wintermorgen noch vor den Fenstern, da hatte Franzl schon seine Suppenschüssel ausgelöffelt und stand nun vor der Mutter, um sich als Mohrenkönig „g'wanden“ zu lassen. Vor allem wurde er nach Möglichkeit warm angezogen. Er hatte ja vom frühen Morgen bis in den späten Abend umherzustapfen in Schnee und Kälte.

Dann wurde ihm der weiße, den übrigen Anzug völlig verhüllende Königstalar angezogen, den die Bastlerin aus einem Hemde ihres seligen Mannes zurechtgeschnitten, und dessen verwaschene, zundermürbe Leinwand sie über und über mit roten, blauen und gelben Papiersternchen beklebt hatte. Gegürtet wurde er mit einem Stricklein, in welches die Henkel der blechernen Sparbüchse und des kleinen Schmalztopfes eingeschlungen waren. Das frische, hübsche Bubengesicht wurde ihm mit Kienruß angestrichen, so daß es seltjam zu den blonden Ringelhaaren kontrastierte; auf den Kopf bekam er die wollene Ohrenkappe, an welche die goldene Papierkrone angenäht war, an den linken Arm ein mit Heu gefülltes Körbchen für die Eier, auf die rechte Schulter den kleinen Zwerchsaß für die Becken, Kleben, Äpfel und Nüsse . . . und Balthasar, der heilige Mohrenkönig, war fertig.

Als Franzl das Schluckerhäuschen verließ, da strahlte er, als wäre er nicht einer der „Magier“, sondern leibhaftig ihr goldener Stern. Dieser strahlende Glanz aber wurde jählings zu trübem Wasser, als Franzl den Schreinerhof erreichte und dort erfuhr, daß die anderen Könige . . . diese

heimtückischen Pharisäer . . . schon auf und davon wären ins nächste Dorf.

„Ja mein, Franzerl,“ sagte die Schreinerin, „ich hab' 'glaubt, du bist schon dabei, weil schon drei bei'nder waren . . und a Schwarzer auch!“

Wie versteinert starrte das Schluderle, vom Bock gestoßen, eine Weile vor sich hin, bis es die Frage herausgurgelte: „Wo zu . . . sind s' . . . denn . . . 'gangen?“

„Da, d'Straßen g'radaus!“

Jetzt fing der Franzl zu laufen an, was ihn seine kurzen Beinchen nur trugen. Das machte sich, soweit die Häuser reichten, noch ohne Mühe. Draußen auf dem offenen Felde aber, wo der Schnee tiefer lag und die Straße häufig ganz verweht war, hatte er ein bitteres Marschieren, und die Schweiß- und Thränenbächlein, die ihm über die Wangen rannen, gruben ihm blasse Furchen in sein schwarzes Mohren Gesicht. Endlich sah er hinter einer dichten Hecke den goldenen, vom König Melchior auf einer dünnen Stange getragenen Kometen glänzen. Franzl lief, was er laufen konnte . . . jetzt schwenkte er um die Ecke . . . und richtig, es waren ihrer drei: die zwei Schreinerbuben

und der zehnjährige Schustermichel als Mohrenkönig. Anfangs schien es, als wollten die drei Weisen aus dem Morgenlande vor dem Schluckerle Reißaus nehmen; aber sie besannen sich eines anderen. Sie ließen den Franzl herankommen, und bevor er noch ein Wort über die Lippen brachte, begannen ihn die



zwei Schreinerbuben wegen seines Zuspätkommens — und er war doch eine Stunde früher als ausgemacht gekommen! — in einer Weise abzukanzeln, daß ihm vor Angst und Schrecken das Zäpflein hinunterfiel. Als sie ihn nun so ganz zerknirscht vor sich stehen sahen, fingen sie wieder gütlich mit ihm zu reden an und erlaubten ihm großmütig das Mitgehen.

„Ja . . . aber da muß der Michel wieder heimgehen!“ schmolte das Schluckerle.

Davon aber wollte keiner der drei Weisen etwas wissen; und so entschied man sich, daß die heiligen drei Könige für diesmal eben zu Bieren ausrücken sollten . . . aber, sagte der Schustermichel unter lebhafter Zustimmung der beiden Schreinerbuben, eine Bedingung wäre noch dabei: es wäre von jeher so gewesen, daß der jüngste König des Reijegepäck seiner gekrönten Kameraden getragen hätte.

„No ja . . . wann's halt sein muß!“ stotterte das Schluckerle und lud die Eierkörbe und Zwerchjäckle der anderen auf seine Schultern und feuchte hinter den dreien einher, wie das gute Gelein, von welchem in der heiligen Schrift des öfteren zu lesen steht. Wollten seine Beinchen ermüden, dann wurde er mit Schneebällen gespornt, aber nicht etwa in den Flanken, sondern hinter den Ohren und im Nacken. Batsch! Wie das klatschte! Und es klebte, wie angefroren. Ein Gutes war aber doch bei der Sache: daß dem Schluckerle hübsch warm blieb, derweil die anderen Könige vor Kälte mit den Zähnen klapperten. Die Felder nahmen ein Ende, es kam der Wald, durch den

sie ein halbes Stündlein zu wandern hatten, dann zeigten sich, zwischen Hecken und beschneiten Bäumen, die Dächer des Dorfes, in welchem sie das „Königsreiten“ beginnen wollten.

Nun nahmen die drei Weißen dem Franzl ihre Sachen ab. „Sodala!“ jagten sie — das heißt soviel als: jetzt sind wir fertig miteinander — dann rannten sie über Kopf und Hals davon, und der Schustermichel gab dem Schluckerle noch aus privatem Konkurrenzneid einen Stoß vor die Brust, daß es in einen mit Schnee überwehten Graben purzelte.

Als Franzl wieder auf die Füße kam, sah er, daß der Schmalztiegel zerbrochen und die goldene Krone bedenklich zerknittert war. Bitterlich hub er zu weinen an, und dabei trollte er langsam dem Dorf entgegen, obwohl er nicht wußte, was er dort eigentlich suchen sollte. Er als einschichtiger König konnte doch nicht ans „Reiten“ denken. Aber die Vorsehung dachte für ihn. Denn als er zum ersten Hause kam, lag die Bäuerin noch im Fenster, ein altes Weiblein mit freundlichem Runzelgesichte, und da entspann sich folgendes Zwiegespräch:

Ganghofer, Es war einmal . . . 2. Aufl.

5

„Ja Bueble, wer bist denn, und wo kommst denn her?“

„Der Schluckerfranzl heiß' ich, und a heiliger Dreikönig bin ich.“

„Ja wo hast denn deine zwei anderen König'?“

„Die sind mir davong'laufen und haben mich in a Gähwinden einig'worfen.“

„Ja warum denn?“

„Weil s' mich net mögen haben.“

„Ja geh! Das sind aber Schlaakln! Aber schau, mußt net heinen, Bueble! Bist ja so a schöner König, ah, ah, g'wiß, a mordschöner noch dazu! Und kannst ja allein umreiten auch! So geh, komm her und fang zum Singen an!“

Mit nassen, schüchternen Augen kam das Schluckerle näher, machte, wie es die Sitte von einem Dreikönigsreiter heißte, vor dem Fenster der Bäuerin ein paar Galoppsprünge, die freilich recht müd und traurig ausfielen, und begann, von Schluchzen immer unterbrochen, sein Königsprüchlein herzusingen:

„Die heiligen drei König' mit ihrem Stern,
Die essen und trinken und zahlen net gern,

Sie reiten auf ein' weißen Roß
 Vor jedes Haus, vor jedes G'schloß
 Und tragen um zum stopfen
 An leeren Sack und klopfen
 An alle Fenster, alle Thür'n,
 Ob s' net ebbes kriegen wer'n.
 Drauß in' Tenna
 Lauf'n die fett'n Henna,
 Droben in' First
 Hängen die Würst',
 Gebts mir die langen,
 Laßt die kurzen hängen!
 Nöxen raus, Kuechle raus
 Oder ich schlag' a Loch ins Haus,
 Äpfel raus, Birn' raus,
 Geh' mer in a anders Haus!
 Klopf an, klopf an,
 Die Bäurin hat an schöna Mann,
 Die Bäurin is a schöne Fra',
 Was sie hat, das giebt s' mir a . . . a . . . a . . .“

Gerade beim Schluß seines Liedes stieß ihn der Bock noch einmal, so daß er das letzte Wort ausquiekte, wie eine stehenbleibende Spieluhr ihren letzten Ton.

Die Bäuerin lachte, daß ihr die Schultern wackelten. „Ja, Bueble, geben thu' ich dir, was ich hab'!“ Damit verschwand sie vom Fenster

und erschien nach einer Weile mit gefüllter Schürze unter der Thüre. Einen Becken, eine dicke Wurst, einen Rinken Klebenbrot, zwei Eier, Äpfel und Nüsse, das alles gab sie dem Schluckerle, und zu

guter Letzt ließ sie noch einen Sechser in seine Sparbüchse klappern.

Franz! weinte noch immer, aber jetzt vor heller Freude, und so zog er weiter mit seinem scheidigen Gesicht, von Haus zu Haus, und überall beschwerte ihm die rührende Geschichte seines einsichtigen Königtums den Korb, die Klapperbüchse und den kleinen Zwerchjack. Im Wirtshaus bekam er, da es gerade Mittag

war, eine warme Suppe und ein riesiges Stück Gugelhupf, das er mit einer gewissen Ehrfurcht verzehrte. Dann ging das „Reiten“ von neuem an, von einem Bauernhof zum andern, und was für Franz! bisher ein Segen gewesen war, begann nun zum Übel für ihn zu werden. Korb und



Zwerchfaß wurden immer schwerer, so daß er sie kaum mehr zu schleppen vermochte. Und wenn ihm das Tragen auch Stirn und Wangen mit Schweiß übergöß, so machte ihm doch die Kälte alle Finger starr, das Waten im Schnee die Füße steif und schwer. In seiner Freude und kindlichen Sorglosigkeit hatte er auch nicht eher an den Heimweg gedacht, als bis es zu dämmern begonnen. Er war nur plötzlich darüber erschrocken, daß sich der Himmel mit einmal so dunkel ansah, und da gab er das „Reiten“ auf, obwohl noch einige große Bauernhöfe verlockend in der Nähe standen, und keuchte über einen Feldweg der heimwärts führenden Straße zu. Als er sie erreichte, fing es zu schneien an. Alle hundert Schritte verhielt er sich, um zu rasten und den Schnee von sich abzuschütteln. Sein gestirntes Königshemd war bis an die Hüften durchnäßt und wickelte sich beim Gehen hindernd um seine Kniee. Er quälte sich ab mit seiner Last, und doch begann auf seinem Gesichte der Schweiß zu trocknen, und stechend drang ihm die Kälte in alle Glieder. Einmal kam ihm der Gedanke, Korb und Zwerchfaß auf der Straße liegen zu lassen und nur heimzu-

laufen, was er noch laufen könnte. Aber es war ihm leid um all die guten Sachen, und so schleppte er sich frierend mit ihnen weiter und weinte dazu ein Gejohlein ums andere. Bis in die Mitte des Waldes kam er, dann war es zu Ende mit seiner Kraft.

Eine Weile blieb er zwischen Korb und Zwerchjock laut schluchzend auf der verschneiten Straße sitzen; dann zog er sich und seine Schätze unter eine Tanne, kratzte den Schnee von den Wurzeln und lehnte sich an den rauhen Stamm. Vielleicht hoffte er, daß jemand des Weges kommen und ihn mitnehmen würde. Und weil ihn hungerte, suchte er mit seinen steifen Händen einen großen Apfel und ein Stück Klebenbrot und begann zu kauen. Er zitterte an allen Gliedern, wie Eiswasser rannen ihm die Thränen auf die Lippen; aber Brot und Apfel schmeckten ihm, und als er den letzten Bissen verzehrt hatte, befiel ihn die schlaffe Gedankenlosigkeit der Übermüdung, er that einen tiefen Atemzug . . . und schloß die Augen . . .

Dicht fielen die Flocken, ein Viertelstündchen um das andere verstrich, und immer noch hielt das Schluckerle die Augen geschlossen, wie in tiefem Schlaf.

Aber nein! Wie konnte Franzl schlafen, wie konnte er die Augen geschlossen halten? Er sah ja doch — sah wirklich und wahrhaftig, wie statt der grauen Nacht, die just noch über allen Bäumen gelegen, ein helles Licht den ganzen Wald durchzitterte. Nur so kalt war dieses Licht — es leuchtete so schön und goldig wie die Sonne, und dennoch war dem Franzl, als hätte er statt der Arme und Beine vier große, lange Eiszapfen am Leibe hängen. Nur um die Stirne ging es ihm wie ein feuriger Kreis. Das war wohl die Königskrone, die ihn so drückte, und ihr „feuriges“ Gold! Er wollte mit beiden Händen nach seinem Haupte fassen — und konnte doch kein Fingerlein rühren.

Nicht rühren können! Das ging ihm ins Herz, als hätte sich eine kalte Hand darum gelegt. Wenn jetzt der Schustermichel und die Schreinerbuben kämen, um sich über seinen Korb und seinen Zwerchjack herzumachen — er müßte zusehen und könnte sich nicht wehren. Angstvoll starrte er in den wie Feuer leuchtenden Wald, und da war es ihm, als vernähme er Schritte und laute Stimmen — und wahrhaftig — dort kamen sie — drei Könige, mit goldenen Kronen und schneeweißen Kitteln angethan.

„Mutterl! Mutterl!“ wollte das Schluckerle schreien, aber seine Lippen blieben stumm, nur seine Zähne klapperten.

Jetzt standen sie vor ihm — aber das waren nicht die Schreinerbuben und der Schustermichel — das waren drei große, großmächtige Könige, noch größer ein jeder, als dem Schluckerle sein Vater gewesen war, und der allergrößte war der Mohrenfürst. Sie alle hatten lange, weiße Bärte, und ihre Kronen schimmerten, als wären sie aus der Sonnenscheibe herausgeschnitten.

„Jeh, Melcher, da schau her,“ sagte der schwarze König zu einem seiner Kameraden, „das Bueble da schau an!“

Und der Melcher beugte sich über das Schluckerle, streichelte ihm mit eiskalter Hand die Wangen und frag: „Ja Bueble, wer bist denn und wo kommst denn her?“

„A heiliger Dreikönig bin ich,“ hauchte Franzl.

Da lachten die drei Könige, und der schwarze sagte: „Wie kannst denn du a heiliger Dreikönig sein? Die heiligen drei König' sind ja wir . . . g'wiß wahr . . . ich bin der Balthasar, und das da is der Melcher, und der ander' is der Kasper.“



Das waren drei große, großmächtige Könige . . .

„Ich möcht' aber auch einer sein . . . ich hab' mich so viel drauf g'freut.“

„So schau, es geht halt net. Wir thäten dir ja gern den W'fallen. Aber vier heilige drei König' kann's ja nie net geben. Aber, weißt was . . . mir fällt was ein . . . der Schustermichel, so a Lausbub da, der hat uns unsern Stern davon'tragen! Und wir können doch net heimgehn ohne Stern. Magst unsern Stern net machen, Bueberl . . . an ganz an schönen Stern?“

„Ja, gern, ich mag schon, ja . . . aber . . . wer tragt denn nachher mein Körbl und mein' Sack?“

„Der Melcher und der Kasper . . . is dir's recht?“

„Ja, ganz recht . . . und . . . ich mach' den Stern . . . ganz lüftig wird's mir schon . . . und . . . ganz warm . . . ich spür' schon, wie ich brennen thu' als Stern . . .“

„No also, komm!“ Dazu winkte der Mohrenkönig mit dem Finger, und Franzl fühlte, wie die Eiszapfenarme und die Eiszapfenbeine von ihm abfielen . . . er sah sich mitten in einer Kugel sitzen, die ganz aus Feuer war und doch so hell wie Glas . . . nach allen Seiten schossen die Strahlen, und

mitten aus seinem heißen Herzen kam's herausgewachsen, eine lange, lobende Garbe . . .

„Jegerl, jegerl,“ lachte das Schluckerle, „mir wächst die feurig Ruten schon!“

„Gelt, das is schön!“ nickte der Mohrenfürst, und dann fingen die drei Könige zu wandern an, aber nicht die Straße entlang, sondern aufwärts von der Erde, über die Gipfel der Bäume hinaus, immer höher, und das Schluckerle flog ihnen voran und jubelte: „A Stern . . . ich bin a Stern . . . und fliegen kann ich . . . fliegen . . .“

* * *

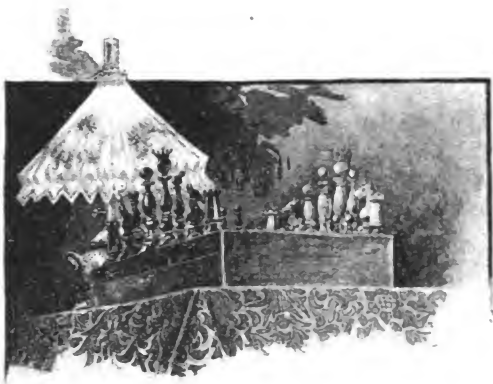
Aus dem nachtgrauen Himmel sanken die weißen Flocken in wirbelndem Falle nieder über die Bäume. Lautlose Stille lag im verschneiten Walde. Nur manchmal, wenn einer der schwer gedrückten Äste die weiße Last nicht mehr zu tragen vermochte, dann ließ sich ein leises Röhren vernehmen, ein sachtcs Rieseln und das dumpfe Klatschen des fallenden Schnees. Stunde um Stunde verrann . . . und dann gegen Morgen verjegte das Gewirbel der Flocken. Es klüfteten

sich die Wolken, und durch eine Lücke, in der sie den schon erbleichenden Himmel zeigten, leuchtete noch mit zitterndem Gefunkel ein großer Stern.



Schach dem Leben!

1887.



Fern über dem Gewirr der rauchenden Dächer zogen sich die letzten grellen Lichter der gesunkenen Sonne über den wolfigen Himmel und warfen noch einen matten Schein in das dämmernde Gemach, darin der metallene Luster, die Goldrahmen der Ölgemälde und die zahlreich an den Wänden hängenden Waffen mit matten Gefunkel das melancholische Zwielicht des Raumes brachen.

Inmitten des Gemaches stand eine schlanke Frauengestalt in schlichter, fast ärmlicher Kleidung.

Ein schmerzvoller Kummer sprach aus ihrer gebrochenen Haltung wie aus den verstörten Zügen ihres blassen Gesichtes, und heftig zitterten die weißen Hände, mit denen sie ihr dünnes Mäntelchen krampfhaft über dem Schoße zusammenraffte. In banger Erwartung hingen ihre großen, feuchten Augen an dem hageren, grauköpfigen Herrn, der, ihr den Rücken kehrend, in starrer Regungslosigkeit an einem der hohen Fenster stand.

Lautlose Stille herrschte in dem Zimmer, und dumpf nur hörte man von der Straße herauf das Rollen der Räder und den monotonen Hufschlag der Pferde.

Immer qualvoller malte sich der Kummer auf den Zügen der jungen Frau, ihre feinen Lippen begannen zu zucken, und langsame Thränen rollten über ihre Wangen. Mit tonloser, bebender Stimme brach sie endlich das drückende Schweigen: „Leo, sag . . . hast du denn wirklich kein gutes Wort für mich . . . und soll ich denn wirklich umsonst gekommen sein?“

„Ja! Umsonst!“ klang es ihr mit zorniger Härte zur Antwort. „Ich hab' es dir damals mit klaren Worten gesagt, daß wir geschieden sind

für immer, und daß du von meiner Seite im Leben nichts mehr zu hoffen hast. Du allein hast dir dein Loß gewählt . . . gegen meinen Willen . . . nun trag es auch allein! Du weißt, wie ich dich geliebt habe, nicht nur wie ein Bruder, wie ein Vater . . . und wie von Herzen gerne ich alles gethan und gegeben habe, um dich froh und glücklich zu machen, um jeden Schatten des Lebens von dir abzuhalten. Und du! Zum Dank dafür hast du mich verlassen, hast mich der Vereinsamung preisgegeben, der Freudlosigkeit im Alter . . . um eines herge-
laufenen Menschen willen . . . und weshalb? Weil er dir im leichtsinnigen Rausch einer Ballnacht ins Ohr geflüstert hat: „Ich liebe dich!“ Aber jetzt, nicht wahr, jetzt hast du erfahren, was diese Liebe bedeutet . . . Kummer und Sorgen!“



Eine feine Röte huschte über das Gesicht der jungen Frau, während sie aus ihrer gedrückten Haltung sich stolz emporrichtete.

„Ja, Leo, Sorgen, bittere Sorgen! Aber auch namenloses, unsagbares Glück. Freilich, wie solltest du das ermessen, da du meinen Mann nicht kennst. Wie jeden, der um mich geworben, so hast du auch ihn gehaßt von der ersten Stunde an. Du ahnst nicht, was in ihm liegt, und wie reich er bei all seiner Armut zu geben weiß. Er könnte uns auch ein besseres Leben schaffen . . . aber gerade deshalb ehr' ich ihn doppelt, weil keine Sorge ihn zwingen kann, seine Kunst im Werden schon zum Handwerk zu erniedrigen. Er will das Höchste, und er wird es auch erreichen . . . die große Zukunft nach all diesen bitteren Kämpfen. Ich habe an seiner Seite mit Freuden alle Entbehrungen getragen, die ich nach Möglichkeit noch vor ihm zu verheimlichen suchte. Glaube mir, Leo, so sehr es auch in all diesen Jahren mein Herz nach einer Ausöhnung mit dir gesehnt hat, ich hätte doch einen Gang, wie den heutigen, niemals unternommen . . . aber . . . aber — — das Kind, Leo, mein Kind ist krank!“

Wie ein schmerzvoller Aufschrei brachen ihr diese letzten Worte von den Lippen.

Ein Frösteln ging über die Gestalt des Bruders, der noch immer regungslos am Fenster stand; Röte und Blässe wechselten auf seinem Gesichte, während er mit zornigen Blicken emporstarrte zum dunkelnden Himmel.

Lautlose Sekunden verrannen. Mit brennenden Augen hing die junge Frau an ihrem Bruder; dann endlich seufzte sie schwer auf, unter stummen Thränen sank ihr das blasser Gesicht tief auf die Brust, langsam wandte sie sich ab, und unhörbaren Ganges schritt sie über die weichen Teppiche davon. Kaum daß sie gegangen war, betrat ein Diener das Gemach und entzündete die Flammen des Lusters. Hastig kehrte sein Herr bei der jäh erwachenden Helle sich vom Fenster und starrte mit weit offenen Augen im Zimmer umher: „Wo ist . . .“ fuhr es ihm über die Lippen; aber er sprach die Frage nicht zu Ende. In finsterner Härte schien sein Gesicht zu versteinern, und schweigend wanderte er mit heftigen Schritten auf und nieder. Inzwischen rückte der Diener ein Schachbrett unter den Luster, brachte ein fein poliertes Kästchen, das die aus

Elfenbein kunstvoll geschnitzten Figuren enthielt, und wollte dann das Zimmer verlassen.

„Josef!“ herrschte ihn sein Herr mit einer Stimme von schneidender Schärfe an. „Diesen Besuch . . . ich will ihn nicht wieder sehen.“

„Zu Befehl, Herr Oberst!“ nickte der Diener und verschwand. Kaum aber hatte sich die schwere Portiäre hinter ihm geschlossen, da sank sein Herr wie unter einer Anwandlung von Schwäche auf den Divan nieder und schlug die welken Hände vor das graubärtige Gesicht. So saß er eine Weile, dann ließ er kraftlos die Arme fallen und murmelte: „Ich bin alt geworden . . . jede Erregung wirft mich nieder. Ein paar Jahre noch, und er wird sich einstellen bei mir, der ungebetene Gast, mit Uhr und Sense.“

Der Ausdruck einer unsäglichen Müdigkeit lag auf seinen Zügen, als er vor dem Schachtiſch auf den Stuhl sich niederließ. Die Finger zitterten ihm, während er aus dem Gedächtnis ein figurenreiches Problem auf dem Brette aufstellte. Er stützte den Arm über den Tisch, legte den Kopf in die Hand und überſchaute mit grübelnden Blicken die Figuren. Aber das sonst so leidenschaftlich gepflegte Spiel

schien heute seine fesselnde Wirkung zu versagen. Immer wieder blickte er über das Schach hinweg ins Leere.

„Wie sie ihn liebt, diesen . . . diesen . . .“

Ingrimmig schüttelte er den Kopf und zwang seine Gedanken wieder zum Spiel zurück. Doch die Erregung war mächtiger als sein Wille. Der innere Kampf steigerte seine Ermüdung und ließ ihn endlich in einen Zustand dumpfer Schlassheit versinken. Die Figuren des Schachbrettes verschwammen vor seinen Augen, dann wieder nahmen sie abenteuerliche Gestalten an, wuchsen ins Riesengroße und schrumpften wieder zusammen. Das Licht der zuckenden Flammen schien über ihm zu verlöschen, erwachte von neuem und wechselte zwischen greller Helle und einem gespenstigen Dämmerseine, in welchem schwarze Kugeln, von farbigen Blitzen umschossen, tanzend auf und niederschwebten. Jetzt mit einemmale plakten all diese Kugeln, und ein grünliches Zwielficht erfüllte das ganze Gemach. Durch die Glieder des Spielers, der sich einsam dünkte, rann ein kaltes Grausen. Dicht vor dem Tische stand ein unheimlicher Gast, der in seiner rechten Knochenhand eine Sense, in der linken eine Sanduhr hielt. Durch

die Ritze seines schwarzen, zu Fetzen vermoderten Gewandes lugten die weißen, fleischlosen Knochen. Wackelnd bewegte er den nackten, von einzelnen grauen Haarsträhnen umflatterten Totenschädel, dessen leere Augenhöhlen so entsetzlich starrten, um dessen Zähne



ein so eisiges Lächeln grinste, daß dem alten Soldaten, der furchtlos im dichtesten Kugelregen gestanden, das Blut in allen Adern gerinnen wollte.

„Der Tod . . . der Tod!“ stöhnte der Oberst, ohne doch die Lippen zu rühren, ohne sich zu regen.

„Der Tod aber legte Sense und Uhr beiseite, rückte einen Stuhl zum Tische und sagte: „Komm,

„Alterchen, wir wollen mit einander um dein bißchen Leben spielen.“

Der Oberst bewegte sich nicht, und dennoch war es ihm, als griffe er, um das volle Spiel zu stellen, mit beiden Händen nach der Farbe, mit welcher er am liebsten zu spielen pflegte. Der Tod aber streckte die knöchernen Finger. „Halt! Das ist meine Farbe!“ grinste er, raffte die schwarzen Figuren an sich, und da stand auch wie durch Zauber schon das ganze Spiel auf dem Brette.

„Das Leben hat den ersten Zug!“ hörte der Oberst seinen graufigen Gegner murren, doch als er den Arm schon über das Spiel erhob, um den Königsbauer ins Feld zu rücken, legte sich plötzlich ein kleines weißes Händchen hemmend auf seine Hand. Erschrocken schaute er auf und sah an seiner Seite, in ein langes, schneeweißes Hemdchen gekleidet, ein allerliebstes Mägdlein stehen. Das hatte ein rundes, rosiges Gesichtchen, blonde Locken und blaue Augen — ganz wie seine Schwester, als sie auch noch so ein kleines Dingslein gewesen. „Du, gelt, ich darf für dich spielen?“ bettelte das Kind, und ohne eine Antwort abzuwarten, kletterte es dem Oberst auf den Schoß und machte sich's da bequem.

Da lachte der Tod so mächtig, daß ihm einer seiner lockeren Zähne ausfiel und mitten auf das Schachbrett kollerte. „Hoho, du winziges Leben! Du wagst es, gegen mich zu spielen, gegen den ewig unbefiegten Meister!“ johlte er, und um das Kind zu schrecken, klapperte er laut mit seinen Knochen. Das kleine Leben aber schaute ihn mit so harmlos erstaunten Blicken an, als wüßt' es gar nicht, wer der Tod denn eigentlich wäre. Das schien den Knochenmann zu ärgern, und zornig brüllte er dem Kinde zu: „Fang an!“

„Also . . . also . . .“ fischerte das Leben in heller Freude und griff mit beiden Händen so thöricht unter die Steine, daß dem Oberst vor Schreck die Haare zu Berge standen, und daß ihm bange wurde, es möchte das Spiel bereits nach den ersten Zügen verloren sein. Aber seltsam! So ungeschickt auch das Leben zog, und so unvorsichtig — der Tod schien blind zu sein, denn keinen der Vortheile, die das Leben durch sein unkluges Spiel ihm bot, benützte er; vielmehr rückte er so zögernd und langsam vor, als fühle er sich machtlos gegen das lachende Leben. Dieses aber schien mit jedem Zuge zu lernen, es spielte immer besser und klüger, so daß der Oberst

aufzuatmen begann und kühne Hoffnung schöpfte. Bei dem bebenden Eifer, mit dem er das Spiel verfolgte, merkte er kaum, wie die Last auf seinem Schoß immer schwerer und schwerer wurde, wie das Kind im weißen Hemdlein sich allmählich in ein schmuckes, elegant gekleidetes Fräulein verwandelte, dem ein zierliches Hütchen auf den modisch frisierten Haaren saß. Und das reizende Dämchen, welchem die helle Lebenslust aus den schönen Augen bligte, rückte mit mutigen, fast übermütigen Zügen gegen den Tod zu Felde, schlug ihm Stein um Stein und bedrängte ihn so hart, daß er schon halb besiegt erschien. Doch plötzlich — einen einzigen unscheinbaren Zug hatte das Leben übersehen — da sprang der Tod mit seinem Kößlein aus dem Hinterhalt hervor — ein zweiter böser Zug — und das Leben hatte seine Königin verloren, des Spieles schönsten Reiz und seine beste Kraft.

Mit entsetzten Augen schaute der Oberst auf und sah ein überreifes Weib auf seinem Schoße sitzen, sah, wie es alterte, Zug um Zug, wie von dem welkenden Gesichte die letzte Blüte fiel, wie Fältchen sich an Fältchen reihte, der Glanz der Augen erlosch und das goldige Blond der Haare

zu trübem Grau erstickte. Und diesem greisen Mütterchen, in dem veralteten Kleid und der steifen Haube, zitterten die runzligen Hände, mit denen es nach langem Kopfschütteln und Besinnen die Figuren rückte, es bereute jeden einzelnen Zug, klagte und jammerte über das thörichte Spiel und verlegte sich schließlich dem Tode gegenüber, der es mit immer näher rückenden Zügen hart und grausam bedrohte, aufs Weinen und Bitten. „So laß dich doch erweichen, du hartherziger Tod! Gib mir doch diesen einzigen Zug zurück. Du hast ja noch immer Zeit zu gewinnen! Ich will noch nicht verlieren . . . ich will nicht sterben.“

„Nichts da!“ brüllte der Tod, und züngelnde Blicke schossen aus seinen leeren Augenhöhlen. „Es giebt keine Gnade mehr für dich, du nutzloses Leben, das nichts mehr auf der Welt zu schaffen hat!“

„O, so vieles noch, so vieles!“ flehte das alte Leben. „Was gewinnst du denn an mir? Ich aber kann auf der Welt noch nützen . . . und wenn es auch mit meinem eigenen Glück zu Ende ist, so kann ich mich doch noch freuen und wärmen an anderem Glücke, kann Wohlthaten erweisen und glücklich machen!“

„Das hättest du längst gekonnt und hast es verjäumt. Dein Spiel ist verloren!“ Bei diesen höhnischen Worten machte der Tod einen tückischen Zug und grinste: „Schach dem Leben!“

Dem Oberst wollte der Herzschlag stocken, als er all das Entsetzliche sah und hörte. Sein eigenes Dasein war ja der Preis des Spieles — und unrettbar sah er dieses Spiel verloren. Er fühlte die fahle Blässe seiner Wangen, fühlte, wie ihm vor Angst die Augen aus den Höhlen traten. Er wollte dem Leben bei seinem Spiele helfen, wollte die thörichten Züge verhindern, aber seine Zunge war wie gelähmt, und wie versteinert seine Arme, mit denen er das alte Leben krampfhaft umschlungen hielt. Er sah das Ende kommen, Zug um Zug, und immer wieder schlug des Todes grinzende Drohung an seine Ohren: „Schach! Schach dem Leben!“ Jetzt sah er, daß dem weißen König des Lebens zwischen Schach und Schach



nur noch zwei Züge blieben, ein schlimmer, der das Spiel sofort verloren machte, und ein guter, mit dem sich der König hinter die drei letzten Steine retten konnte — und diese drei Steine schienen Leben zu haben, sie schienen dem einsamen König zu winken, sie trugen leibhaftige Menschengesichter — und da hatte das eine die Züge eines lieblichen Kindes, das andere die Züge des jungen Weibes, das noch vor kurzem nutzlose Thränen in diesem Raum vergossen, das dritte aber die edlen, gedankenvollen Züge eines Mannes, die Züge jenes Verhafteten, um dessentwillen der Bruder die geliebte Schwester verloren hatte.

In Angst und Bangen stierte der Oberst mit verzehrenden Blicken auf die zitterigen Finger des feuchenden Mütterchens. Welchen Zug wohl würde sie machen — doch wohl den guten nur! Aber nein! Schon griff sie nach dem König — und rückte ihn gegen das verderbliche Feld — in triumphierender Freude schlug der Tod bereits ein wieherndes Gelächter auf und wackelte lustig mit dem Knochenhädel, aus dessen flatternden Haarwischen grünliche Funken knisterten — da plötzlich aber löste sich der eiserne Bann, der den Oberst

gefangen hielt. „Herr du mein Gott . . . nicht diesen Zug . . . den andern!“ schrie er mit schrillender Stimme verzweifelt auf, und um das verlorene Spiel vor dem letzten Zuge noch zu stören, warf er sich mit beiden Armen über den Tisch und schleuderte die Figuren zu Boden — —

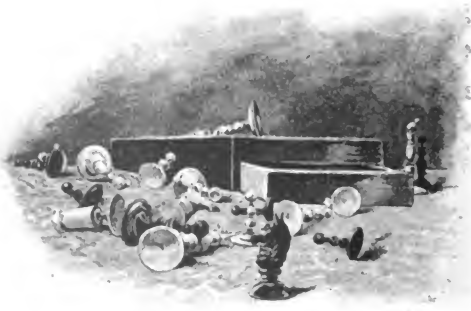
Klare Helle füllte das Zimmer. Mit weit offenen Augen starrte der so jählings aus dem grausenvollen Traum erwachte Schläfer umher, sah sich einsam vor dem wankenden Tischchen sitzen und sah noch, wie die Figuren des Schachspiels rings über den Teppich rollten.

Mit schreckensblassem Gesichte stürzte der Diener ins Zimmer. Er hätte den Herrn so entsetzlich schreien hören — was denn um Gottes willen geschehen wäre.

„Nichts . . . nichts!“ stammelte der Oberst, während er mit beiden Händen an seine Stirne griff, auf welcher er den Schweiß in kalten Tropfen stehen fühlte. Dann sprang er auf, fast wollten ihm die Kniee brechen, aber er achtete dieser Schwäche nicht. „Meinen Hut, Josef . . . und meinen Pelz! Aber schnell . . . schnell! Und du . . . du kommst mit mir! Schnell . . . nur schnell!“

Kopfschüttelnd eilte der Diener davon und brachte alles Gewünschte. Als er dann mit dem Lichte seinem Herrn voran die Treppe hinunterstieg, sah er, wie ihm die hellen Thränen nieder-rannen in den grauen Bart, und hörte ihn unter verhaltenem Schluchzen stammeln: „Nein . . . noch ist es nicht zu spät! Noch kann ich nützen und kann mich freuen und wärmen an ihrem Glücke! Schach! Schach dem Tode!“

Jetzt traten die beiden hinaus in die kühle Nacht, und milden Schimmers leuchteten die Sterne des klaren Himmels über den Weg, den Herr und Diener eilenden Ganges nahmen.



Der Hochzeitlader.

1887.



Das war ein harter Winter gewesen. Unten im Bergdorf hatten sie ihn freilich nicht so bitter verspürt, aber droben in der Färleiten, in der hochgelegenen Einöde, da hatte es schwere Zeiten gesezt. Zwei volle Monate so vergraben zu liegen im Schnee, von dem drei Stunden tiefer liegenden Dorfe völlig abgesperrt, ohne Gottesdienst, ohne Hilfe in kranken Tagen — das ist eine „harbe Sach“. Es war nur ein Trost, daß sich die Färleitner so gut mit einander vertrugen. Die beiden Häuser, die dort oben standen, die waren zusammen

Ganghofer, Es war einmal . . . 2. Aufl. 7

wie ein einziges Haus. Den ganzen Tag ging's hin und her durch die schmale Gasse, die man von Thür zu Thüre durch den Schnee gegraben hatte, und mit dem Heimgarten am Abend wurde abgewechselt, heute herüber und morgen drüber — das war eine Eintracht, so fest wie Eisen, so zäh wie der Winter im Hochgebirg. Die Köpfe der Alten hielt die Not zusammen, die Herzen der Jungen die Liebe. Wenn die Alten bei dem matt brennenden Lämpchen am Tische von der Sommerarbeit plauderten, saßen der Pauli und die Margaret hinter dem warmen Ofen im Dunkel, hielten sich bei den Händen, wispten und sicherten zusammen und schwiegen nur, wenn sie die Alten von der „Eintheilung“ reden hörten, die man im Frühling treffen mußte. Im Lechnerhäuschen wollten sich die zwei alten Paare zusammenschmuggeln, damit sich im größeren Leitnerhause das junge Pärchen ungehindert strecken und dehnen könnte. Das war schon zu hundertmalen abgesprochen, aber man fand an der Sache doch immer wieder eine neue Seite, die einen ausgesprochenen „Dischkurs“ verlangte. Dabei geschah es nicht selten, daß der alte Lechner in lustiger Rede die Geseitheit des lieben Herrgotts

pries, der es so praktisch eingerichtet, daß der Leitner gerade einen Buben und der Lechner gerade ein Mädel hatte, daß also kein Fremder und keine Fremde die Nase vom Dorf heraufzustrecken brauchte in die „schöne“ Färleiten.

Wann das erste Wort darüber gefallen war, daß der Pauli und die Margaret zusammengehören sollten, das wußte niemand mehr zu sagen. Die Sache hatte sich so langsam, wie aus sich selbst herausgewachsen. Sie hatten überhaupt von je zusammengehört, diese beiden, sie paßten auch so gut zu einander und ergänzten sich, der ernste, weiche und etwas träumerische Pauli und die frische, muntere Margaret, die, wenn sie lachte, den dicken Blondzopf schlenkerte, wie des Jägers gelber Dächsel sein Schwänzlein. Schon als Kinder waren sie unzertrennlich gewesen, und als sie zusammen den Schulack getragen, schon damals hatte man sie im Dorfe druuten nicht anders genannt, als die „Färleitner Liebsteut“, das „Färleitner Paarl“. Und so eine Liebe, die sich als Fünklein festsetzt in der Kinderzeit und „schön stad“ emporwächst zur hellen, heißen Flamme, die hält in den Herzen, wie die Föhrenwurzel in gesprengten Felsen, hält Sturm und Sterben aus.

Den beiden aber war's natürlich nicht ums Sterben zu thun, sondern recht ums Leben. Und lag auch draußen der Schnee bis an die Fenster, die beiden trugen doch den Frühling im Herzen und hatten nur die eine Sorge: daß die Tage so kurz und flüchtig waren. Unermüdlieh zimmerte, schreinerte und boßelte Pauli an der neuen Einrichtung, während sich Margaret die Finger krumm nähte, damit nur ja die Aussteuer aufs Tüpfelchen fertig wäre, bis der Tauernwind, der warme Föhn, von Süden käme, um die Berge frei zu senzen vom drückenden Schnee. Der Tauernwind, der sollte ihr Hochzeitlader sein.

Aber Liebe und Warten, noch niemals haben diese zwei sich gut vertragen. Als gegen Mitte des März eine grimmige Kälte über die Berge fiel, so daß der Schnee zu festem Grund erstarrte und gangbar wurde, setzte Pauli den beiden Alten so lange zu, bis sie einwilligten, daß die jungen Leute hinunterstiegen ins Dorf, um das Brautexamen abzulegen und die „Verkündigung“ zu bestellen. Dieser späte Frost, meinte er, wäre ein Herr, der nicht lang regieren würde, wäre der letzte „Schreck“ des Winters, das erste Anzeichen des nahenden Föhns.

Er glaubte auch richtig prophezeit zu haben, als am Vorabend des Sonntags, an dem sie zum erstenmal in der Kirche aufgeboden werden sollten, aus den hochgelegenen Schneefeldern die fahlen Steinwände so schwarz herniederblickten, ein paar heftige Windstöße die Färleiten umfuhren, und schweres, graues Gewölk von Süden sich herwälzte.



„Gelt Vater, daß ich recht hab'?“ lächelte er.
 „Jetzt fangt er schon 's G'wölk zum schieben an,
 der Tauernwind.“

Der alte Leitner aber machte ein bedenkliches Gesicht. „Wirst dich wohl täuschen. Mein' eher, es wirft über Nacht noch a Neu.“

Er sollte recht behalten. Als Pauli in der

Nacht erwachte und den Kopf aus dem Fenster streckte, fielen die Flocken in weißer Menge. Um vier Uhr morgens sollten die Brautleute sich zum Kirchgang auf den Weg machen. Sie waren auch pünktlich bereit, und Pauli richtete die zwei langen Kienfackeln, die ihnen leuchten sollten, bis die Dämmerung begänne. Der alte Leitner hätte sie gerne zurückgehalten. „Ich fürcht', der Schnee wird heut noch woltern hoch,“ meinte er. Aber wie hätten es die Jungen über sich gebracht, in der Predigt zu fehlen, nach welcher sie der Pfarrer zum erstenmal als christliches Brautpaar ausrufen würde.

So machten sie sich auf den Weg. Es war ein bitteres Stück Arbeit, diese vier Stunden, die sie brauchten, um durch Schnee und Gestöber das Dorf zu erreichen. Drunten verblieb ihnen keine Zeit mehr, um sich abzukühlen und durch einen Imbiß zu erfrischen. Übermüdet und erhitzt, wie sie waren, traten sie in die Kirche, deren eisige Kälte sie anhauchte wie der Odem einer Glettscherhöhle. Bald zitterten sie vor Frost, aber als ihre Namen mit den üblichen „ehr- und tugend samen“ Beiwörtern von der Kanzel schollen, da leuchteten dennoch ihre Gesichter vor glückseliger und stolzer

Freude. Nach dem Hochamt gingen sie ins Wirtshaus, und Pauli ließ der Margaret, weil sie heftig hustete, eine Pfanne voll Warmbier kochen. Dann aßen sie tüchtig, befreundete Paare gesellten sich zu ihnen, man plauderte vom Tauernwind, der sicher nur noch einige Tage auf sich warten ließe, plauderte von den Hochzeiten im Frühling, und wenn auch Margaret häufig zum Aufbruch mahnte und immer besorgter hinauschaute in das unablässige Gestöber, so ging es doch schon auf die zweite Nachmittagsstunde, als sie endlich den Heimweg antraten.

Auf der Straße, im Walde und auf den ersten Gehängen, da ging es mit dem Marschieren noch nicht so übel. Je höher sie aber kamen, desto tiefer lag der neue Schnee, desto dichter fielen die Flocken. Und was das Schlimmste war: der frischgefallene nasse Schnee hatte die Eiskruste der älteren Schneeschicht durchweicht, sie trug nicht mehr, und so brachen die Wandernden an manchen Stellen bis über die Hüften ein, und nur mit äußerster Mühe vermochten sie aus der kalten, zähen Umarmung sich wieder frei zu machen. Noch hatten sie nicht zwei Drittheile des Weges zurückgelegt, da überfiel sie die Dämmerung, und ihre Kräfte waren er-

schöpft. Pauli zitterte vor Sorge und Entkräftung an allen Gliedern, Margaret hustete und schluchzte, und wie Blei hing sie am Arme des Geliebten, der sie stammelnd zu trösten und zu ermuntern suchte. Sie hätten ihr Heim wohl nimmer erreicht, wenn man droben in der Färleiten nicht durch die stille Nacht ihre heiseren Hilfeschreie vernommen hätte. Die beiden Väter und der Leitnerknecht kamen ihnen mit Schneereifen und Brettern entgegen. Stück für Stück mußte man mit diesen Brettern über den Schnee eine Brücke legen, und es währte vier Stunden, bis diese fünf Menschen über das letzte Viertelstündchen Weges sich heimgekömpft hatten.

Margaret, die aus einer Ohnmacht in die andere fiel, wurde zu Bett gebracht, und erst als sie zu schlummern schien, legte sich auch Pauli zur Ruhe. Die Erschöpfung ließ ihn hineinschlafen bis in den hellen Tag. Als er dann hinüberkam ins Lechnerhäuschen, fand er Margaret im hellen Fieber liegen. Bei ihrem Anblick erblaßte er bis in die Lippen. Aber es blieb ihm nichts anderes zu thun übrig, als sich vor dem Bette niederzukauern und seine kalten, zitternden Finger um ihre



Margaret hing wie Blei am Arme des Geliebten.

glühenden Hände zu krampfen. Jeder Versuch, den Arzt aus dem Dorfe herbeizuholen, wäre Wahnsinn gewesen. Den eisigen Ring, den der Schnee von neuem um die Häuser der Färleiten gezogen, hätte nur einer durchbrechen können, der aber auf sich warten ließ — der Tauernwind. Der liebe Herrgott war da die einzige Hoffnung und Hilfe, der mußte die Genesung schicken oder den Föhn. So brannte auch Tag und Nacht in der Krankenstube die geweihte Kerze, die Perlen der Rosenkränze klapperten unermülich zwischen den Händen der Mütter und Väter, und wie das monotone Plaudern einer versteckten Quelle klang das Murmeln ihrer halblauten Gebete. Mit der Kranken aber wurde es schlimmer von Stunde zu Stunde.

Pauli schien zu Füßen des Bettes wie versteinert. Er hatte keine Thränen — glanzlos starrten seine Augen in das blühende, von Schmerz verzerrte Gesichtchen seiner Margaret. Er hatte kein Wort — bleich lagen seine Lippen über einander gepreßt. Nur wenn sie ihn trösten wollten, schluchzte er krampfhaft auf: „Ich bin schuld . . . ich . . . ich ganz allein!“

Margaret erlangte das Bewußtsein nicht wieder.

Am dritten Tag erlosch sie, wie eine niedergebrannte Kerze erlischt, flackernd und zuckend im Kampfe mit der Finsterniß.

Nun brach der Schmerz aus Pauli hervor, wild und tobend, mit wahnsinnigem Jammer und unverfiegbaren Thränen. Sie mußten ihn mit Gewalt von der Leiche trennen. Dann aber schloß er sich und sein Leid in die Kammer ein — er konnte nicht mit ansehen, was jetzt mit Margaret geschah. In der Färleiten thaten sie eben, was in gleicher Lage überall in den Bergen geschieht, sie thaten, was sie noch immer gethan, wenn der Tod bei ihnen Einkehr gehalten, während der undurchdringliche Schneewall die Häuser umschlossen hielt. Sie legten die Tote im weißen Sterbekleid auf ein Brett, falteten ihr die Hände, schoben ihr ein kleines Kruzifix zwischen die starren Finger und trugen sie in die offene Tanne, damit die Kälte den toten Körper gefrieren mache, und so der Leichnam unzerstört sich erhielte, bis der Föhnsturm käme, um die Straße nach dem Kirchhof frei zu blajen.

Pauli lag in seiner Kammer auf dem Bette, das Gesicht in die Kissen vergraben. Er hörte, als sie das Totenbrett schnitten, das ächzende Ge-

räusch der Säge, und jeder Ton ging ihm wie ein Stich durch die Seele. Er hörte ihre Reden und ihre dumpfen Schritte in der Tenne. Und wie dann alles stille wurde, schrie er mit einemmale jäh auf und schluchzte . . . und schluchzte . . .

Als es dämmerte, kamen sie, um ihn zum Abendessen zu rufen. Er aber rührte sich nicht. Eine Weile sprachen sie ihm durch die verschlossene Thüre gütlich zu, dann überließen sie ihn seiner Einsamkeit und seinem Schmerze. Er weinte und betete, und vor Ermattung schlief er endlich ein. Dann wieder, mitten in der Nacht, erwachte er, saß halb aufgerichtet im Bette und strich sich nur immer mit zitternden Händen das Haar in die Stirne. Nun hob er lauschend den Kopf. Er hatte einen Laut vernommen — wie das gedehnte, klägliche Bellen eines hungernden Hundes. In der Färleiten aber gab es keinen Hund — und wie sollte sich vom Dorfe herauf ein Hund verirren bis in diese Höhe, über diesen Schnee? Jetzt wieder schlug der häßliche Laut an sein Ohr, aus der nächsten Umgebung des Hauses. Da zuckte er zusammen und sprang zu Tod erschrocken auf. „Jesus Maria!“ stammelte er, riß die Toppe an

sich, stürzte aus der Kammer und eilte mit nackten Füßen aus dem Hause, hinaus in den Schnee und der Tenne zu. Vor ihrem niederen, nur dürftig durch aufgestellte Bretter verwahrten Thore sah er ein rötliches Thier mühsam davonflüchten über den weißen brechenden Schnee. Zitternd stand er eine Weile — dann wieder konnte er, nun schon von mehreren Seiten, das heisere Bellen der hungrigen Bergfuchse vernehmen, die es gewittert hatten, daß in der Färleiten der Tod zu Gast gekommen. Erschauernd vor Kälte, Weh und Grausen schlug er die Hände vor das Gesicht und schluchzte: „Jesus Maria, Margaret, Margaret, was dir alles zusteht, du arms Deandl, du! Und ich bin schuld dran . . . ich . . . ich ganz allein!“ Er ließ die Hände sinken und tastete sich an dem rauhen Gemäuer entlang. „Aber . . . aber sorg dich net . . . ich bin schon da . . . ich lass' kein' her zu dir . . . na, Margaret . . . ich lass' dir nix g'sehen net . . . ich bin schon da!“

Dumpf schluchzend hob er eines der Bretter beiseite und wankte in die Tenne. Wie ein Taumel überkam es ihn, als er den länglich weißen Schein gewahrte, der ihm aus der Mitte des Raumes

entgegenstimmerte. Zögernd schlich er näher, und lautlos, als fürchte er eine Schlummernde zu wecken, kauerte er sich neben der Toten auf den eisigen Lehm Boden nieder. Stunde um Stunde ging ihm so dahin. Nur manchmal regte er sich, zückte oder kratzte leise die Hände zusammen, wenn er draußen vor dem Thor die knisternden Tritte der hungrigen Schleicher hörte, oder wenn das heisere Wellen in nächster Nähe klang. Bald aber vermochte er sich kaum mehr zu regen. Seine Glieder begannen zu erstarren, und wie kaltes Eisen krampfte sich der Frost um seine Knochen. Mühsam rückte er dem Brette näher, auf welchem die Tote lag, als könnte er sie in so enger Nähe besser schützen und bewachen. Er deckte die eine Hand über ihre kalten Hände, gewaltsam überwand er noch einmal seine Erstarrung, strich langsam und zärtlich die andere Hand über das steinerne Gesicht der Braut und kispelte: „Ich bin schon da — ich, Margaret, ich laß dich net allein — ich bin schon da!“ Dann senkte er tief auf, und unter rinnenden Zähren sank ihm das schauernde Haupt in den Schoß der Geliebten. So lag er regungslos und atmete in langen, leisen Zügen . . . immer

leiser . . . und endlich erstarb auch das letzte Zittern des Atems auf seinen kalten Lippen . . .

Allmählich verrann die Nacht, und die bleigraue Dämmerung, die ihr folgte, begann sich zum Tage zu wandeln.

Da tönte von irgendwo ein dumpfes Knattern und Brummen, als wäre über hohe Wände eine Lawine niedergegangen.

Dann wieder kam fern aus den Lüften ein brausender Ton, als wäre jählings das Riesenthor des Himmels gesprungen und rauschend aufgeslogen.

Lautlose Stille folgte — und plötzlich nun umfuhr ein sauchender Windstoß die Färleiten und ihre verschneiten Häuser.

Ein zweiter Stoß — ein dritter — und jetzt kam es gezogen, langsam erst, doch immer stärker und mächtiger, ein Tosen und Toben, ein Wehen und Stürmen, daß in den Dächern das morsche Gebälk erstöhnte, daß von ihnen der Schnee entwirbelte wie dünner Staub, und daß die Schindeln in die Lüfte flogen wie welke Blätter. Die Fensterläden freischten in ihren Angeln, rissen klappernd an ihren Ketten und weckten die Schläfer in den Häusern. Im nahen Walde ächzten die Bäume,

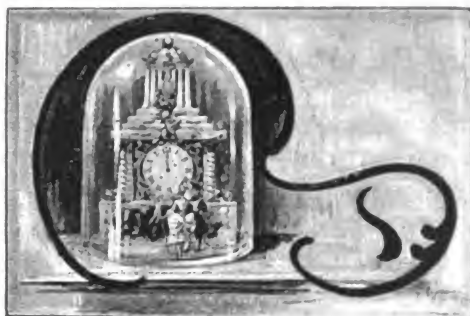
wankten hin und her und warfen die weiße, drückende Last von ihren winterzmüden Zweigen, während hoch über ihnen, in dem steilen Gefelle, ohne Unterlaß die Lawinen rollten.

Der Tauernwind war da — der Hochzeitlader des Pauli und der Margaret . . .



Das schlafende Glück.

1887.



Durch die zwei niederen, von blendend weißen Vorhängen halb verhüllten Fenster goß die sinkende Septembersonne ihre warmen, rötlichen Strahlen in das trauliche Stübchen und wob einen leuchtenden Kranz um das graue, sichtlich gezeichnete Haupt der Frau, die mit dem Stidrahmen an einem der Fenster saß. Spuren vergangener Schönheit waren noch in dem schmalen Gesichte wahrzunehmen, dessen herbe Schwermut durch den sanften, freundlichen Glanz der ruhigen, graublauen Augen gemildert wurde. Diese Züge mit ihrer

stillen Ergebenheit waren das Abbild einer geprüften Seele, deutlich las man aus ihnen die Geschichte von Schmerzen und Sorgen, welche wohl vergangen sind, aber noch immer nachwirken in Erinnerung und Gedanken. Und wie angenehm und weich ihre Stimme klang! Dazu lag eine so wohlgefällige Mischung von Sicherheit und bescheidener Zurückhaltung in der Art und Weise, in welcher sie, ohne einen Augenblick die Nadel ruhen zu lassen, mit der alten, vornehm gekleideten Dame plauderte, die vor ihr auf einem Stuhle saß.

„Es ist so hübsch bei Ihnen, so gemüthlich,“ hatte die Dame gesagt, „alles so blank und sauber! Wenn Sie erlauben, möcht' ich mich gerne ein Weilchen bei Ihnen ausruhen!“

Wie hätte Frau Resper der Dame, die ihr eine so gute Bestellung gebracht und sich so freundlich zeigte, diese Bitte verweigern mögen. Und da saßen die beiden nun schon ein halbes Stündchen beisammen, und die vornehme Dame wollte das Plaudern mit der einfachen Frau nicht satt bekommen. Frau Resper erzählte von ihrer Arbeit, von ihrem Leben, von ihrem verstorbenen Manne, von ihrer Tochter, und schließlich meinte sie, daß sie wohl

ihren Gast mit diesen Dingen langweilen möchte. Die Dame aber schüttelte lächelnd den Kopf. „Ich bin Witwe wie Sie, ich habe für die Zukunft eines Sohnes zu sorgen, wie Sie für die Zukunft einer Tochter, da hör' ich so manches von Ihnen, was eine gleichgestimmte Saite in meinem Innern berührt.“ Nach diesen Worten begann sie wieder zu fragen und zu fragen, als wäre an Frau Reipers Leben auch der kleinste Zug für sie von Interesse. Dabei verwandte sie kaum einen Blick von dem Gesichte der Sprechenden, als möchte sie ihr durch die Augen bis auf den Grund des Herzens blicken. Nur manchmal schaute sie auf, um irgend einen Gegenstand des Stübchens prüfend zu betrachten. Ihre besondere Aufmerksamkeit schien die alte Stockuhr zu erregen, welche, von einem großen Glassturz überdeckt, auf der Mittelplatte des Schrankes stand. Gewundene Marmor säulchen umgaben das merkwürdig geschnörkelte Uhrgehäuse und trugen einen tempelartigen Bau aus Marmor; der Uhr zu Füßen standen, zierlich aus Metall gegossen, ein Jüngling und ein Mädchen mit verschlungenen Armen und blickten zu dem Tempelchen empor, auf dessen Stufen die feinziselirte Bronzefigur einer

Glücksgöttin in schlafender Stellung ruhte; die geschlossenen Augenlider dieser Figur schienen, wie bei einer Puppe, beweglich zu sein, ebenso die Arme, die ein Füllhorn hielten, aus welchem goldene Kettchen, winzige, mit farbigen Steinchen besetzte Schmuckgegenstände und bunte Blumen hervorquollen. Doch ließ die Uhr kein Ticken hören, sie stand, und ihre Weiser zeigten einige Minuten vor Zwölf.

Sie nahm sich sonderbar aus, diese Uhr, ein wertvolles Alttertum, inmitten des einfachen Hausrates. Das mochte auch die Dame empfinden, denn sie frug: „Wie sind Sie denn zu dieser Uhr gekommen? Das ist ja ein prächtiges altes Stück!“

„Die Uhr . . . ach ja, die Uhr!“ nickte Frau Kesper vor sich hin und streifte den blinkenden Glassturz mit einem traurigen Blick. „Die ist freilich alt, die stammt noch vom Urgroßvater meines seligen Mannes, aus besseren Zeiten, als sie bei uns gesehen. Sie hat schon vielen Leuten gefallen, und ich hätte sie manchmal theuer verkaufen können, aber ich habe mich nie von ihr trennen wollen, obwohl mir das Geld gar häufig recht wohl gethan hätte, und obwohl mich die Uhr bei jedem Blick an die schwerste Stunde meines Lebens erinnert.“

Frau Meiser beugte sich tiefer über die Stiderei und sprach nach einer Weile mit leiser Stimme weiter: „Von all dem Bißchen, was wir hatten, war diese Uhr das Lieblingsstück meines Mannes. Niemand durfte sie berühren, er selbst hat sie an jedem Sonntag Morgen aufgezogen, und dann ging sie eine volle Woche; aber er hat sie immer um eine halbe Stunde zu spät gehen lassen; er konnte erst um zwölf Uhr aus dem Geschäfte heimkommen, und er war so gerne dabei, wenn die Uhr die zwölfte Stunde schlug. Sehen Sie, dieses Figürchen . . . das ist die Göttin Fortuna, die das Glück bedeutet . . . jetzt schläft sie . . . aber mit dem Schlag Zwölf hat sie immer die Augen aufgemacht und die Arme gehoben, als möchte sie aus ihrem Füllhorn die zwei jungen Leutchen dort unten mit all ihren Glücksgaben überschütten; und dazu haben immer die Glocken gespielt, die in der Uhr verborgen sind. Mein Mann hatte eine Art von Aberglauben auf das alte Ding. Er sagte, solange die Uhr nicht stehen bliebe, wäre das Glück bei uns zu Hause. Ich habe oft darüber gelacht, aber dann hat er mir Geschichten erzählt, aus den Zeiten seiner Eltern und Ureltern, wo jedesmal, wenn die Uhr stehen blieb, ein

Unglück eingetroffen wäre. Ich habe niemals daran glauben wollen, und doch . . . und doch . . .“

Sie verstummte und fuhr sich mit den Händen über die feucht gewordenen Augen.

„Wir hatten immer nur knapp, was wir zum Leben brauchten, aber wir waren zufrieden und waren glücklich mit einander und mit unserem Kinde. Und so plötzlich, so von einem Tag auf den anderen, hat das alles ein Ende genommen. Eines Mittags haben sie meinen armen Mann nach Hause gebracht . . . der Schlag hatte ihn gerührt. Wie soll ich Ihnen sagen, was das für Stunden waren! Vier Tage lag er bewusstlos und gelähmt. Dann war es an einem Montag Vormittag, da ist ihm plötzlich die Sprache wieder gekommen, und da war sein erstes Wort: „Mucki, die Uhr, zieh die Uhr auf, sie bleibt ja stehen!“ Ich wollte ihm nicht von der Seite, aber er wurde so unruhig, und da that ich ihm den Willen. Und wie ich hinauskomme und sehe, daß die Uhr schon abgelaufen und erst vor wenigen Minuten stehen geblieben war, da bin ich erschrocken bis ins Herz. Mit zitternden Händen hab' ich den Glassturz abgehoben und habe angefangen, die Uhr aufzuziehen. Dabei hör' ich

auf einmal aus dem anderen Zimmer ein tiefes Stöhnen, ich lasse alles stehen und springe hinein . . . und da hab' ich gerade noch seinen letzten Blick erhascht . . . ein schwerer Atemzug . . . dann streckte er sich — — und es war zu Ende mit ihm . . .“ Frau Kesper schob die Stickerie beiseite, damit die Thränen, die ihr über die Wangen rollten, nicht auf das Gewebe fallen möchten. „Zwei Tage später, als ich mit meiner Hansi vom Friedhof nach Hause kam, steckte noch der Schlüssel im Zifferblatt. Ich nahm ihn heraus und deckte den Glassturz über die Uhr, ohne sie wieder in Gang zu setzen. Es wäre mir wie ein grausamer Spott gewesen, wenn ich alltäglich das Glockenspiel hätte hören müssen und sehen, wie die Fortuna ihre Augen aufschlägt und die Arme hebt, um das Füllhorn auszuschütten. Sie mochte meinethalben die Augen nun geschlossen halten und schlafen — — mein Glück war ja auch schlafen gegangen . . . für immer!“

Eine kurze Weile herrschte drückende Stille in dem Stübchen. Dann faßte die Dame Frau Kesper's Hände und redete zu ihr mit warmer Herzlichkeit.

Sie dankte ihrem Gaste mit einem stillen Lächeln. „Es ist ja alles vergangen und vorüber,“

sagte sie, „wenn auch noch immer nicht vergessen und verwunden. Ich habe mich durch Not und Kummer hindurchgekämpft, habe Trost in meinem Kinde gefunden, und der liebe Gott hat mir die Kraft geschenkt, daß ich so viel verdienen konnte, um meine Tochter etwas lernen zu lassen. Da kann sie doch später einmal, wenn sie kein eigenes Heim finden sollte, als Lehrerin oder Gouvernante ihren Unterhalt verdienen. Sie sollten meine Hansi kennen, sie ist ein braves, seelengutes Mädchen, und sie hat mir den Kampf um das Leben tapfer mitkämpfen helfen.“

Frau Resper sah nicht, wie ihr Gast unter einem ganz eigenen Lächeln vor sich hinstarrte.

„Wir haben keine Sorgen mehr,“ plauderte sie weiter, „aber freilich auch keine Zeit, um die Hände in den Schoß zu legen. Von Früh bis Mittag sitzen wir hier am Fenster bei einander und sticheln darauf los; nachmittags bin ich allein, und am Abend krame ich in der Wirtschaft umher, während meine Hansi bei ihren Büchern sitzt.“

Nun wollte die Dame wissen, wo Hansi die Nachmittage verbringe. Bei einer Frau von Heymer, der Witwe eines reichen Fabrikanten, lautete die



Antwort, und Frau Neßper wußte von dieser Dame, die sie nur aus den Schilderungen ihrer Tochter kannte, eine Menge liebenswürdiger Dinge zu er-

zählen. Hansi könne alltäglich die Stunde kaum erwarten, zu welcher sie bei Frau von Heymer vorsprechen dürfe.

„So? So? Sie kann es kaum erwarten? Nun, das ist ja recht schmeichelhaft . . . für mich.“

Betroffen blickte Frau Nepper auf, und das vergnügte Lächeln, das sie auf den Lippen ihres Gastes sah, verwirrte sie noch mehr.

„Ich weiß nicht . . . ich kann doch nicht glauben . . .“ stotterte sie.

„Daß ich selbst Frau Heymer bin? Glauben Sie es nur! Ich bin es schon! Und ich freue mich, daß ich bei Ihnen in so gutem Rufe stehe. Und freue mich, daß ich Hansis Mutter kennen lernte . . . so kennen lernte, wie Sie sind! Ich habe mir, als ich herkam, den Verlauf dieses Besuches wohl anders gedacht . . . aber lassen wir das! Für heute muß ich mich verabschieden, Fräulein Hansi wartet schon gar zu lange auf mich. Ich hoffe, wir sehen uns recht bald wieder. Und wenn sie mir eine Freude machen wollen, so begleiten Sie morgen Ihre Tochter. Heute haben wir von Ihnen geplaudert . . . morgen plaudern wir von mir . . . und von meinen Sorgen!“

Eine weiche Nührung sprach aus dem Klang dieser Stimme; aber das schien Frau Reiper kaum zu bemerken, sie war so verlegen und verloren, daß sie nur ein paar stammelnde Worte hervorzubringen wußte, als ihr Frau von Heymer die Hand zum Abschied reichte.

Eine Stunde war vergangen, und draußen dämmerte der Abend. Frau Reiper saß am Fenster und schaute in grübelnden Gedanken hinaus auf das Häusermeer der Stadt, in dessen Straßen schon die ersten Gasflammen aufzuleuchten begannen.

Da hörte man im Vorzimmer das knirschende Geräusch eines Schlüssels, eine Thüre wurde zugeedrückt, leichte Schritte näherten sich, und in die Stube trat ein junges, schlankes Mädchen von blühenden Formen.

Frau Reiper erhob sich. „Guten Abend, Nanji!“ sagte sie mit verschleierter Stimme.

Das Mädchen eilte der Mutter entgegen und drückte einen Kuß auf ihre blasse Wange.

„Du kommst heute früh zurück.“

„Ja, Mutter. Frau von Heymer war heute

nicht zu Hause, ich habe bis nach sechs Uhr auf sie gewartet, dann bin ich gegangen.“

„So?“ meinte Frau Nesper gedehnt. Sie spitzte die Ohren, denn es war ihr, als höre sie aus Hansis Stimme einen merkwürdig erregten Ton. Langsam trat sie an den Tisch, entzündete die Hängelampe, und als die kleine Flamme das Stübchen erhellte, suchte sie mit prüfenden Blicken das Gesicht ihrer Tochter. Und was sie nun gewahrte, mehrte noch ihre Unruhe: ein heißes Feuer leuchtete aus Hansis schönen Augen, und eine dunkle Röte brannte auf ihrem lieblichen Gesichte.

Hansi legte das zierliche Hütchen ab, strich die schmalen weißen Hände über das üppige Braunhaar und öffnete das Päckchen, das sie mitgebracht und das eine Beigabe zum Abendtisch enthielt.

„Und weißt du auch, weshalb Frau v. Heymer nicht zu Hause war?“

„N . . . ein!“ erwiderte Hansi, während sie sich auf die Fußspitzen hob, um einen kleinen Deckelkrug vom Aufsatz des Schrankes herunterzunehmen.

„Ich kann es dir sagen . . . weil sie bei mir gewesen ist!“

Ein leiser Aufschrei, ein klappernder Fall und

helles Klirren folgten diesen Worten. Das Krüglein war den Händen des Mädchens entglitten und hatte den Glassturz der alten Uhr zertrümmert.

Hansi stand wie versteinert und starrte mit blassem Gesichte die Mutter an.

Erstrocken wollte Frau Nesper zum Schranke eilen, um den Schaden zu besehen. Hansi aber vertrat ihr den Weg mit den tonlosen Worten:

„Und . . . Frau von Heymer . . . sie hat dir gesagt, daß ich die Schwelle ihres Hauses nie, nie wieder betreten darf?“

Jetzt schien auch Frau Nesper der Scherben zu vergessen, die auf dem Schranke lagen. Eine leichte Röte überzog ihr Gesicht. „Hansi!“ fuhr sie auf, „hast du Ursache, so etwas zu fürchten?“

„Nein, Mutter, bei Gott nicht! Aber Franz . . .“

„Franz?“

„Herr von Heymer . . .“ stotterte Hansi. Sie wollte weiter sprechen, aber unter bitterlichem Schluchzen preßte sie die Hände vor das Gesicht.

„Kind, Kind!“ stammelte Frau Nesper in zitternder Sorge. Sie drängte die Schluchzende auf einen Stuhl, redete ihr freundlich zu, und endlich fing Hansi unter Thränen zu beichten an.

Sie wußte nicht, wie diese Liebe über sie gekommen wäre. Gefämpft und gerungen hätte sie, um dieses hoffnungslose Sehnen wieder aus ihrem Herzen zu bringen, um ihr leidvolles Fühlen vor der Mutter und vor allen zu verbergen. Die Ahnung, daß auch Franz Gefallen an ihr fände, wäre ihr kein Trost gewesen, denn wie hätte sie glauben dürfen, daß Frau von Heymer je in eine Verbindung ihres Sohnes mit dem armen, unbedeutenden Mädchen willigen würde. In all diesen letzten Tagen hätte sie sich mit dem Gedanken getragen, Frau von Heymer um ihre Entlassung zu bitten. Und gerade heute hätte sie diese Absicht zur That machen wollen. Frau von Heymer aber wäre nicht zu Hause gewesen — nur Franz. Sie hätten miteinander musiziert, und da hätte er plötzlich ihre Hände gefaßt und ihr gestanden, daß er sie aufrichtig und innig liebe, und daß es das Ziel seines Lebens wäre, sie glücklich zu machen. Mit seiner Mutter hätte er bereits am Morgen gesprochen; sie wäre wohl betroffen über sein Geständnis gewesen, doch hätte sie ihm kein entschiedenes Nein erwidert, sondern nur eine ausweichende Antwort gegeben.

„Mir aber,“ schluchzte Hansi, „so sehr mich das Glück betäubte und berauschte . . . mir war diese Nachricht wie ein Stich durch das Herz . . . denn ich mußte mir denken, daß Frau von Heymer an diesem Nachmittage nur deshalb das Haus verlassen, weil sie mich nicht wiedersehen wollte . . . und als du mir sagtest, daß sie bei dir gewesen . . .“

Wieder erstickten ihre Worte unter Thränen.

Frau Rejper seufzte tief auf und blickte in Gedanken vor sich nieder. Sie sammelte in ihrer Erinnerung alles, was Frau von Heymer zu ihr gesprochen, all die herzlichen Worte, mit denen sie sich verabschiedet hatte . . . und da erwachte allmählich ein freudiger Glanz in ihren erregten Zügen.

Plötzlich hob sie lauschend den Kopf. „Hansi!“ stammelte sie. „Dorch . . . hörst du nichts?“

Was war das nur? War es ein Holzwurm, der im alten Schrank ein pochendes Wesen trieb . . . tick, tick, tick, tick!

„Mutter . . . die Uhr!“ schrie Hansi auf.

Sie stürzten beide vor den Schrank und starrten mit brennenden Augen auf das alte Uhrwerk, welches durch den Stoß, den es erhalten hatte, von selbst in Gang geraten war. Nun schnurrten Ganghofer, Es war einmal . . . 2. Aufl. 9

die Räder im Innern des Werkes — bim, bim, bim, bim, schlug eine feine Glocke, dann folgten zwölf tiefere Schläge, erst langsam, doch immer rascher, als hätte es die Uhr, da sie so lange geschwiegen, jetzt doppelt eilig, die Stunde des Glückes zu verkünden. Mit dem letzten Schläge setzte ein liebliches Glockenspiel ein, die schlafende Fortuna schlug die Augen auf und hob die Arme, um ihr Füllhorn auszuleeren über die „beiden Leutchen“, die der Uhr zu Füßen standen.



Der Biberfranzl.

1888.



Der Name „Wiber-
franzl“ ist ihm seit jener Ge-
schichte geblieben. Freilich,
er hört ihn gar nicht gern.
Und wer ihn so nennt, der
ist Franzls Freund am
allerlängsten gewesen. Er
wird sogar schon fuchsteufelzwild, wenn der Bader
in seiner dunklen Weisheit von einem Mittel spricht,
welches Wibergail heißt, oder wenn man erzählt,
daß der Herr Forstmeister oder der reiche Holz-

händler bei seinem letzten Besuch einen Pelzmantel mit Bibertragen getragen hätte.

Wie aber der Franzl zu jenem Namen kam, das hat sich auf folgende Weise zugetragen.

Da saßen sie eines Abends beim Rieschenwirt um den Ofentisch: der Förster, die beiden Jagdgehilfen, der Wirt, ein paar Holz- und Floßknechte, und unter diesen natürlich auch der Franzl. Er war von jeher ein Mordskerl, dieser Franzl. Gewachsen wie ein Baum, mit Armen und Fäusten wie von Eisen, bei der Holz- und Floßarbeit der tüchtigste Schaffer, bei den Treibjagden auf Gemsen der verwegenste Steiger, bei allen Kaufhändeln der protokollierte Sieger. Was Wunder also, wenn sich in Franzls Kopf eine Art von hoheitsvollem Selbstbewußtsein festsetzte. Er konnte so vieles . . . weshalb sollte er nicht alles können! Da wurde von keiner irgendwie merkwürdigen, bestaunenswerten Leistung erzählt, ohne daß Franzl geringschätzend die Achseln zuckte und mit breitem Munde lachte: „Was is denn jetzt da dran . . . döss kon i aa!“

An jenem Abend also saßen sie im Wirtshaus um den Stammtisch, und nachdem die Ereignisse des Tages gehörig besprochen waren, nahm der

„Dischkurs“ jenen lehrhaften Ton an, der ein hervorstechendes Charakteristikum der gesellschaftlichen Unterhaltung im Dorfe bildet. Der Dörfler liest ja seine Zeitung nicht, um sich über mancherlei Dinge zu unterrichten, sondern um des Abends hinter dem Biertisch den Gescheiten spielen und mit behäbiger Umständlichkeit erzählen zu können, was er gelesen. Hier hatte natürlich der Förster das erste Wort; er hielt die „Neuesten“ und referierte über die hohe Politik. Nachdem man dahin übereingekommen war, daß die versammelten Stammgäste das Regieren viel besser verstünden, als die großen Herren in Berlin, daß die Franzosen keine „Schneid“ mehr hätten und die Russen gefährliche Kerzenfresser wären, kam Anderl, der ältere Jagdgehilfe, an die Reihe. Der wußte heute etwas ganz besonders Interessantes zu berichten. Die letzte Nummer des „Weidmann“, dessen Abonnent er war, hatte einen Artikel über die Biberkolonien an der Elbe gebracht. Und so erzählte Anderl frei nach diesem Artikel, den er noch durch Zuthaten seiner eigenen Jägerphantasie bereicherte, die wunderbarsten Dinge von den Bibern, von ihrer Lebensweise, von ihren geselligen Neigungen, von ihrem scheuen Wesen u. s. w.,

so daß alle Lauscher voll des Staunens waren. Namentlich die Holzknechte machten große Augen und offene Mäuler, als sie hörten, mit welcher Geschicklichkeit die Biber ihre Wohnungen bauen, und wie ein einziges dieser Thiere in wenigen Stunden



mit seinen scharfen Zähnen den stärksten Baum zu fällen vermöchte.

Friedl, der jüngere Jagdgehilfe, stieß den Franzl mit dem Ellbogen in die Seite und lachte: „Gelt, Franzl, du kannst alles, aber das kannst halt doch net . . . an ganzen Baum umbeißen mit die Zähnt!“

Franzl machte im ersten Augenblick ein dummes Gesicht, dann aber wurde er puterrot, feuerte die

Faust auf die Tischplatte und schrie: „Was! Dös kon i net? Was so a Viech, so a dumms, z'weg'n bringt, dös kon i aa!“

Ein schallendes Gelächter war die Antwort, und besonders der Förster lachte, daß ihm die hellen Thränen in den Bart kugelten.

„Franzl! Aber Franzl! Jesses na!“ Jetzt geh mir aber weiter! Bist du a Kennamiß!“

Dem Franzl quollen ordentlich die Augen aus den Höhlen vor gerechter Empörung.

„Was? I a Kennamiß! Den stärksten Baum im Holz draußen beiß' i um. Wetten thu' i, glei wetten. An' Banzen Bier soll's gelsten! Wer hat a Schneid'?“ Und herausfordernd streckte er die schwielige Hand über den Tisch

„Gilt! Gilt schon! Gilt!“ rief man lachend von allen Seiten, und alle Hände schlugen ein.

Franzl erhob sich. „So! Und jetzt gut' Nacht miteinander! Heut schlaf' i mi aus! Denn morgen in der Fruh heißt's beißen. Um Fünfe bin i da, und da kann mir der Förster den Baum anweisen. Um'bißen wird er . . . da darf kein Haar net fehlen. Und wann er fällt, am selbigen Abend mu ß der Banzen 'trunken werden!“

Er nickte mit dem Kopf, rückte den mürben Filzhut, streifte die lachende Tafelrunde noch mit einem stolzen Blick und stapfte mit langen Schritten zur Thür hinaus.

* * *

Am anderen Morgen, pünktlich zur festgesetzten Stunde, erschien Franzl vor dem Wirtshaus. Der Förster, die beiden Jagdgehilfen und der Riechenwirt hatten sich als „hohe Kommission“ zusammengethan. So wanderten sie zu Fünft dem Walde zu. Franzls Begleiter vermochten trotz der redlichsten Mühe nicht jenen Ernst zu zeigen, dessen die Sache würdig war. Er aber schien gewappnet wider alles Gelächter und alle Stichelreden; er zuckte nur die Achseln und meinte, daß ihnen das Lachen schon vergehen würde, wenn es einmal ans Zahlen ginge. Dabei wies er ihnen ein Gebiß, so blank, gesund und kräftig entwickelt, daß sich in der That ein amerikanischer Urwaldsbiber solcher Zähne nicht hätte zu schämen brauchen.

Als der Wald erreicht war, hatte Anderl mit

verblüffender Eile einen „passenden“ Baum gefunden — eine mächtige Tanne, deren Stamm zwei Männer mit ihrem Arm nicht umspannt hätten. Das ging dem Förster denn doch über den Spaß . . . zwar, Franzl blieb stolz und verzog keine Miene, er spuckte sogar in die Hände und zeigte alle Lust, sofort mit dem Beißsen zu beginnen . . . aber der Förster ließ Gnade für Recht ergehen und wählte einen etwa dreißigjährigen Baum, welcher freilich zwei unangenehme Eigenschaften hatte: er stand dicht neben einem vielbegangenen Wege und war an seinem Fuße von dicken Bechwülsten überronnen.

„Also, jetzt beiß drauf los!“

Das ließ sich unser Franzl nicht zweimal sagen. Er warf die Zoppe von sich, legte sich seitlich auf die Erde, packte den Stamm wie einen mächtigen Brotlaib mit beiden Händen und schlug seine Zähne in die Rinde, daß es nur so krachte. Es war das ein Bild von so bezwingender Komik, daß die vier Zuschauer vor Lachen fast in Krämpfe fielen. Franzl ließ sich dadurch nicht beirren; er lachte sogar selber mit, hatte auch alle Ursache dazu, denn mit jedem Bisse brachte er ein faust-

großes Rindenstück vom Baume, so daß nach wenigen Minuten bereits ein breiter Ring des weißen Holzes bloßlag. Ein Hustenanfall unterbrach ihn in der Arbeit; ein Rindensplitter war ihm in den „unrechten Hals“ gekommen; dann mußte er auch das Pech aus seinem Schnurrbart zupfen, da ihm die pechigen Haare immer wieder den Mund verklebten.

Der Förster und die beiden Jagdgehilfen suchten, um nicht vor Lachen krank zu werden, ihre Rettung in der Flucht. Der alte Riesenwirt blieb als Wächter zurück, damit Franzl nicht etwa ein heimlich mitgebrachtes Messer zu Hilfe nähme. Aber auch er mußte sich schließlich mit dem Rücken gegen den rastlosen Weißer setzen, da ihn die schmerzenden Kinnladen nicht mehr lachen, nur noch stöhnen ließen. Er blieb auch bei seinem Wächteramte nicht lang allein. Die Holzbauern, die des Weges kamen, die Senner, welche nach den Almen stiegen, alle, alle blieben stehen und schüttelten sich vor Lachen, und aus dem Dorfe, in dem sich die Kunde von der sonderbaren Wette rasch verbreitete, kam, wer immer nur Zeit hatte, um den zweibeinigen Biber beißen zu sehen. Der sonst so stille

Wald widerhallte von hellem Gelächter, ein ganzer Regen von Wizen und Stichelreden ging über Franzl nieder. Der verlor am Ende nun freilich seine Ruhe, aber wenn ihm auch vor Zorn die Adern schwoollen, wenn er mit den aufschielenden Augen auch gallengiftige Pfeile auf die lachenden Spötter schoß — er ließ sich im Beißen nicht stören. Er biß und riß, daß die ausgenagte Furche rings um den Baum immer tiefer wurde. Der Rücken und alle Glieder schmerzten ihn von dem einseitigen Liegen, aber er rutschte so unermülich hinter seinen arbeitenden Zähnen her und stemmte die genagelten Schuhe so zornig wider den Boden, daß er das Moos und die Erde von allen Wurzeln segte.

Als man aus dem Dorfe die Mittagsglocke läuten hörte, vergönnte sich Franzl die erste Rast. Er wischte den Schweiß von seinem zerkrachten Gesichte, stoßerte mit den Fingernägeln die Holzfasern aus den Zähnen und setzte sich dem schon zur Hälfte abgebissenen Stamme zu Füßen. Die lachenden Zuschauer waren Lust für seine Augen. Aus dem Rucksack holte er den Brotlaib, das kalte Fleisch und die Schnapsflasche hervor. Aber die

von den Holzsplittern zerstochnen Lippen schmerzten ihn so sehr, daß er kaum zu essen vermochte, und der Schnaps brannte ihn wie Feuer. Wütend warf er die Reste seines qualvollen Mahles in den Rucksack und machte sich wieder ans Beißen.

Er hatte die Arbeit kaum begonnen, als ein dralles, hübsches Mädchen herbeigerannt kam. Es war sein Schatz, die Modei. Als das Mädchen den Burschen so liegen und am Holze knuspern sah, wie eine Maus am vergifteten Specke, schlug es die Hände über dem Kopf zusammen und brach in Thränen aus.

„Ja Franzl! Jesus Maria! Franzl! Ja was treibst denn! Bist denn narrißch wor'n!“

„Mei' Ruh laß mir, sag' i!“ knurrte Franzl, schlug mit den Füßen aus und biß und riß am Holze, während das Gelächter der Zuschauer das Schluchzen des Mädchens übertönte.

Modei packte den Burschen am Arme und suchte ihn vom Baume hinweg und vom Boden emporzureißen. Das wäre ihr wohl schwerlich gelungen. Aber Franzl sprang endlich von selbst auf die Füße, packte die Dirne am Arm und zog sie seitwärts in den Wald.



„Jesus Maria! Franzl! Ja was treibst denn?“

„I merk' schon selber, was i mir da für a dumme Suppen einbrockt hab',“ brummte er das Mädchen an, das ganz erschrocken auf seine blutenden Lippen starrte, „aber jetzt muß i's auseessen. Wann der Baum net fällt, könnt' i's ja nimmer aushalten vor Spott und G'lachter. Mei' ganze Ehr' hängt drau, und drum sei g'scheid, Madl, mach mir 's Herz net schwarz . . . und geh ham!“

Weinend schlich das Mädchen davon, und Franzl fing wieder zu beißen an. Das Mitgefühl seines Schages schien ihn gestärkt zu haben; er biß darauf los, daß seine Zähne im Holze knirschten. Aber bald dämpfte sich sein Feuereifer wieder, immer langsamer arbeiteten seine Zähne, immer schwerfälliger rutschte er um den Baum. Seine Backen bluteten aus zahlreichen Rissen, und mehr und mehr schwellen seine Lippen auf, so daß er das Holz mit dem Gebiß kaum mehr zu fassen vermochte. Als am Nachmittage der Förster kam und unseren Franzl in seinem jammervollen Zustand erblickte, stieg das helle Mitleid in ihm auf, und er redete dem Burschen gütlich zu, das Beißen aufzugeben. Franzl aber schüttelte, ohne das Magen einzustellen, den brennenden Kopf und keuchte: „Nig

da, g'winnen muß i! Mei' Ehr' will i haben!"
„Die sollst ja haben! I laß unser Bett' verloren
sein und zahl' den Eimer Bier. Aber sei jetzt
g'scheid, geh, Franzl, geh, hör auf.“

Aber — „auslassen kenn' i net!“ dachte und
knurrte unser Franzl. Er biß und riß am Holze,
Stunde um Stunde — und richtig! — als es zu
dämmern begann, da war der mäßig dicke Stamm
so weit durchnagt, daß der Baum, als Franzl sich
mit dem Aufgebot seiner im Zorn gesteigerten
Kraft dagegenstemmte, langsam zur Seite schwankte
und krachend niederfiel.

* * *

Eine Stunde später wurde im Wirtshaus der
„Banzen“ angezapft, den die Tafelrunde bezahlen
und nach dem Wortlaut der Wette noch am gleichen
Abend austrinken mußte. Er wurde auch aus-
getrunken, bis auf den letzten Tropfen, und die
ganze Tafelrunde war versammelt. Nur Einer
fehlte — der Franzl. Der lag zu Hause, der Bader
war bei ihm und zog und schnitt ihm die Holz-
Ganghofer, Es war einmal . . . 2. Aufl. 10

splitter aus den Lippen, die einem gebratenen Apfel gleichen, heiß, rissig und gedunsen. Franzl wimmerte und fluchte, doch als ihm der Bader den Mund mit dicken Pflastern verklebte, mußte er wohl oder übel schweigen.

Der Name „Viberfranzl“ ist ihm geblieben seit diesem Tag. Aber niemals wieder hat man ihn sagen hören: „Dös kon i aa!“



Die Lieder des Kaufhegrim.

Ein Ostermärchen.

1887.



Irgendwo im Lande, wo die grüne Ebene zusammenstößt mit den blauen Bergen, lebte vor langen Jahren ein alter Spielmann, Namens Heydegast, mit seinem einzigen Kinde, der blonden Mechtild. Das war ein Dirnlein von siebzehn Jahren, lieblich anzuschauen wie ein Maienmorgen. Ihre Wangen blühten wie Schneeglöcklein, und in feuchter Röthe, wie eine vom Thau benetzte Blumelle, lächelte ihr kleiner Mund. Die Schmetterlinge flatterten auf ihr Köpfchen nieder, weil sie es um der goldgelben Locken willen für eine Sonnen-

blume hielten — und als sie eines Tages im hohen Grase lag, träumerisch aufschauend zum Himmel, kam ein Kind gegangen und griff nach ihren Augen, weil es die großen blauen Augen der Mechtild für blühende Veilchen nahm. Wer nur immer am Spielmannshaus vorüberging, der guckte sich nach der blonden Mechtild die Augen aus, und von allen Dörfern kamen die Freier. Der alte Heydegast aber schüttelte zu jedem Antrag den Kopf, und jeder Freier hörte von ihm das Sprüchlein: „Ein Spielmannskind wird eines Spielmanns Weib, und keines anderen.“

Es schien auch, als wüßte der alte Heydegast schon lange, wessen Weib sein Töchterlein werden sollte. Er hatte nämlich einen Spielmannsgejellen, der von jung auf sein Schüler war und den die Leute nur den „weißen“ Heini nannten, wegen seiner lichtblonden Haare und wegen seines Gesichtes, das kühn und männlich anzusehen und dennoch so frisch und weiß war, daß es die heißeste Sommerjonne nicht bräunen konnte. Und weiß, wie Heinis Gesicht, war sein Gemüt. Jedem Käserlein ging er aus dem Wege, mit jedem Bettler theilte er sein Geld und seine Mahlzeit — doch als er eines Tages gerade dazukam, wie ein reisender

Kaufmann im Walde von zwei Strolchen überfallen wurde, droß er mit so derben Hieben auf die beiden Halunken ein, daß ihnen die Lust zum

Rauben und Stehlen für Lebenszeit verging. Der weiße Heini hatte im Dorfe keinen Feind, und wenn er an Feiertagen mit Mechtild zur Kirche ging, mußten selbst die abgewiesenen Freier zugestehen, daß es ein prächtigeres Pärchen in der Welt nicht geben könnte. Das Gleiche meinte wohl auch der Vater

Spielmann, denn er schmunzelte nur, wenn er die beiden in vertraulicher Zärtlichkeit mit einander wispern hörte und die leuchtenden Blicke sah, mit denen sie sich in die Augen schauten. War doch auch der weiße Heini ein Spielmannschüler, der den Lehrer längst schon überholt hatte, der überall gesucht und willkommen war, wo Tanz und Lieder etwas galten. So stand es zum allerbesten mit der glücklichen Eintracht im Spielmannshaus.



Jählingß aber nahm es mit diesem Frieden ein Ende, als eines Tages der alte Heydegast einen zweiten Gesellen aufnahm. Der war von irgendwo gekommen, niemand wußte woher, und da er Peter hieß, kohlschwarze Haare und Augen hatte, dazu ein Gesicht wie ein Zigeuner, nannten ihn die Leute gleich den „schwarzen Peter“. Nun ging kein Tanz, keine Lustigkeit mehr ohne Zank und Streit vorüber, denn der Peter war ein Trinker, Spieler und ein Kaufbold, der schon um eines harmlosen Wortes willen mit jedem anband. Und besonders verfolgte er den weißen Heini mit seinen Spottreden und Bosheiten. Heini aber ließ ihn reden, denn seinem alten Lehrer zu liebe wollte er den Frieden wahren. Und daß sich der schwarze Peter mit plumpen Schmeicheleien um die Wechthild zu schaffen machte, konnte den Heini schon gar nicht kümmern. Sah er doch, wie das Mädchen immer und überall ihren offenen Abscheu vor dem wüsten Gesellen zeigte. Auch dachte der alte Heydegast, der viel Ärger mit den Klagen hatte, die von allen Seiten über den schwarzen Peter eintiefen, schon daran, dem neuen Gesellen wieder den Laufpaß zu geben, da er überdies ein

schlechter Spielmann war, vor dessen Geige die Leute lange Gesichter schnitten.

Einmal aber, juist um die heilige Osterzeit, da änderte sich plötzlich die Sache, als wär's ein Zauber. Da wurde aus dem schwarzen Peter über Nacht ein Spielmann, wie selbst der alte Hendegast, der auf seinen Wanderzügen doch manch einen berühmten Fahrenden kennen gelernt, noch keinen gehört. Frugen die Leute den schwarzen Peter, woher er nur so plötzlich sein Können hätte, dann sagte er mit einem wilden Lachen: „Hab's immer schon gekonnt, aber man muß den Narren nicht gleich sein Bestes aufstischen.“ Wenn darauf die Leute weiter fragen wollten, griff er zur Fiedel, und dann verstummten die Frager und lauschten mit starren Gesichtern und verzückten Augen. Zehn Lieder waren es, die der schwarze Peter nun immer spielte, und die hatten so seltsam berückende Töne, einen so süßen, alle Sinne umschmeichelnden Klang, eine so wunderfame Melodie, daß alle Hörer hingerißen wurden, dem Peter nach dem letzten Geigenstrich die vollen Börsen zu Füßen warfen und nicht eher ruhten, als bis er von neuem begann.

Von dieser Zeit an gab es beim alten Hendegast

gast nichts Höheres, als den schwarzen Peter. Füllten sich doch durch seines neuen Gefellen Kunst seine Truhen mit klingendem Silber, und seine alte Spielmannsseele schwamm in Wonne, so oft der Peter die Saiten klingen ließ. Doch auch mit Mechtild war eine Wandlung vor sich gegangen, welche dem weißen Heini die sonst so hellen Augen trüb und feucht, die Wangen bleich und schwächig machte. Es schienen nun in Mechtild zwei sich widersprechende Seelen zu leben; wohl ging sie auch jetzt noch dem Peter wie früher aus dem Wege, aber er brauchte nur eines seiner Lieder zu spielen, so saß sie regungslos an seiner Seite und hing mit schwärmerischen Augen an seinem Gesichte. Darüber konnte ihr Heini nicht einmal grollen. Fühlte er sich doch selbst im Banne dieser zaubervollen Weisen, die in ihm, solange sie tönten, alles feindselige Empfinden wider den Nebenbuhler erstickten. Mit des Peters letztem Geigenstrich aber erwachte immer wieder sein ganzer Grimm, und der Kummer über sein zerstörtes Glück wollte ihm schier das Herz zerbrechen. Auch erfüllte es ihn mit brennendem Schmerze, daß er nun so vergessen und verlassen stand, daß niemand mehr

seine Geige hören wollte, daß alle nur dem Peter nachliefen und nur des Peters Lieder begehrten. Er sah den Tag schon kommen, wo die Leute auch hinter dem Peter herlaufen würden, während er die blonde Mechtild an der Hand zur Kirche führte. Mechtild — und Peters Weib! Bei solchen Gedanken meinte Heini fast vergehen zu müssen vor Weh, und so faßte er sich eines Tages das Herz, trat vor den alten Heydegast hin und flehte ihn unter Thränen an, er möchte doch das Glück seines Kindes wahren und das reine, süße Geschöpf nicht dem wüsten Gesellen preisgeben, der mit seinen Zechbrüdern in wilden Gelagen die Nächte durchtolle und wohl nur durch bösen Zauber so hohe Kunst erlangt haben könnte. Der Vater Spielmann aber schalt den Flehenden einen Reidling und ließ ihn mit harten Worten an; doch als er den armen Burschen so gebrochen und zerichmettert vor sich stehen sah, schien ihn doch ein Gefühl von Mitleid zu überkommen, und er sagte:

„Es ist mir leid um dich! Aber mein Kind wird nur des besten Spielmanns Weib, und ich weiß mir keinen besseren als den schwarzen Peter. Doch wahrlich, lieber als ihm hätt' ich mein Töch-

terlein dir gegeben . . . und hier, Heini, hier hast du meine Hand darauf . . . du sollst mein Sohn heißen, wenn du eines Tages vor mich hintreten kannst und zu spielen weißt, wie der schwarze Peter, daß man aus deinen Saiten die Vöglein zwitschern und singen hört, daß man das Flüstern des Windes zu hören vermeint, der im Mondschein durch die Bäume säufelt, und das Murmeln und Rausen des Wassers, das über Steine und Steine niederrauscht ins Thal. Und Zeit will ich dir geben ein ganzes Jahr.“

Dem Heini rannen zwei große Thränen über die Wangen, er sprach kein Wort und schlich bekümmert zur Thüre hinaus. Wie sollte er in Jahresfrist spielen lernen gleich dem schwarzen Peter! Hatte er es doch zu hundertmalen schon versucht, ihm seine wunderbaren Weisen abzulauschen. Aber während er sonst doch jedes Lied, das er nur ein einzigesmal gehört, aus dem Gedächtniß nachzuspielen wußte — von des Peters Liedern vermochte er kaum ein paar abgerissene Töne zu merken. Dennoch klammerte sich die ganze Hoffnung seiner Liebe an das Wort des alten Heydegast. Man sah ihn von dieser Stunde nur selten mehr im

Dorfe. Einjam streifte er in Wald und Bergen umher, ganze Tage und Nächte saß er da draußen mit seiner Geige, lauschte dem Gesang der Vögel, dem Säuseln des Windes, dem Rauschen des Wassers und suchte die erlauschten Töne auf den Saiten nachzuahmen. Dabei lernte er so herrlich spielen, daß er, wenn er je einmal im Dorfe sich hören ließ, alle Leute jauchzen und weinen machte. Der schwarze Peter aber lachte dazu, griff nach seiner Geige — und dann war der weiße Heini mit all seiner Kunst vergessen und verachtet. Verzweiflung im Herzen, stürzte der arme Bursche stets von dannen, hinaus in Wald und Berge, und begann seine Mühe von neuem. So rannen ihm die Tage dahin, die Wochen und Monate, und das Jahr, das ihm gesetzt war, wollte schon zur Reife gehen.

Nun war es am heiligen Osterfeste, daß Heini wieder einmal vor Tagesgrauen sich erhob, um bei Vöglein, Wind und Wasser in die Schule zu gehen. Und noch ein anderes wollte er. Er hatte schon oft erzählen hören, daß die Sonne am Ostermorgen nicht langsam aufwärts steige wie zu anderer Zeit, sondern aus Freude darüber, daß an diesem heiligen Tage der Herr der Christenheit aus

seinem Grab erstanden wäre, mit drei herzhaften Sprüngen über das dunkle Land sich emporschwänge in den blauen Äther. Doch könnten dies herrliche Schauspiel nur jene Menschen erblicken, die ganz besonders von Gott zu Glück begnadet wären. Nun meinte Heini, wenn er die Sonne springen sähe, so sollte ihm das eine Verheißung sein, daß er doch im Kampfe mit dem schwarzen Peter noch siegen müßte — aber wenn er nicht die glücklichen Augen hätte, so wollte er alle Hoffnung fahren lassen und sein Leid und Weh im tiefsten Wasser begraben.

Am Abhang eines Berges, über den die wilde Kauschach, hohe Fälle und runde Becken bildend, niederschäumte, um dann in breitem Bette durch das Dorf zu strömen, dort wußte Heini eine Stelle, von welcher er das ferne Land gegen Sonnenaufgang weit überblicken konnte. Es war am Ufer eines unergründlichen Wasserkessels, in den die Kauschach ihre stürzenden Wellen goß — dorthin begab sich Heini, dort saß er regungslos, die Geige neben sich, die Arme um die Kniee geschlungen, und starrte mit brennenden Augen in die dämmernde Ferne. Da plötzlich kam eine riesige Feuerkugel



über die Erde wie emporgesprungen — die Sonne war's — jetzt that sie den zweiten Sprung — den dritten jetzt — und nun stand sie in leuchtender Majestät am blauen Himmel und lachte den weißen Heini mit ihren Strahlen an, daß ihm gar wonnesam warm um die franke Seele wurde. Die hellen Freudenthränen rannen ihm über die Wangen, er griff nach seiner Geige und begann zu spielen, so süß und innig, daß die Vöglein, welche schon mit ihrem Gesange die Sonne begrüßten, wieder verstummten, um seinem Spiel zu lauschen.

Und während er so spielte, war es ihm mit einemmale, als hätten die Klänge seiner Saiten von den Felsen und im gurgelnden Wasser ein seltsames Echo geweckt. Verwundert setzte er die Geige ab — das Echo aber tönte weiter, und das war ein so räthselhaftes Klingen, ein so zaubervolles Tönen, daß dem Heini beim Hören zu Mute wurde, er wußte nicht wie — und in dies Tönen und Klingen mischte sich jetzt ein Etwas, halb war's wie Rauschen des Wassers und halb wie menschliche Stimme — und diese Stimme sang:

„Rausche, lausche,
Hör, wie ich rausche!

Rauschegrim heiß' ich,
 Steine zerbeiß' ich,
 Felsen entführ' ich,
 Schaumwellen schür' ich,
 Rausche und rausche . . .
 Lausche, lausche!"

Und der weiße Heini lauschte mit Schauer und Staunen, wie im Fieber brannten ihm die Wangen, gleich einem Hammer schlug ihm das Herz, und während er mit scheuen Augen niederblickte in das tönende, klingende Gewässer, sah er lange Strähne eines grauen Haares zwischen den schäumenden Wellen schwanken, und wo zwischen Wellen und Wellen für flüchtige Dauer ein glatter Spiegel sich bildete, war in zitterndem Schimmer eine menschenähnliche, greisenhafte Gestalt im Wasser zu ersehen, und von jenem graubärtigen Munde schien auch die Stimme emporzuquellen, die da sang:

„Lausche, lausche
 Und hör, was ich rausche:
 Wer meiner heut dächte,
 Ein Lämmlein mir brächte
 Und gösse sein Blut
 In die schäumende Flut,
 Ihn lehrt' ich hintwieder
 Zum Dank meine Lieder,

Ganghofer, Es war einmal . . . 2. Aufl.

11

Die tönen und klingen,
 Wie Vögelein singen,
 Wie Windes Geflüster
 In waldigem Däster,
 Wie Rauschen der Wellen,
 Der flüchtigen, schnellen!
 Ahoi, hoi!
 Horch auf, was ich rausche,
 Lausche, lausche!"

Die geisterhafte Stimme erlosch, doch herz-
 bestrickender und süßer noch erhob sich das wunder-
 same Klingen und Tönen. Es war, als hätte
 jeder weißumschäumte Stein und jede Welle Ton
 und Klang erhalten, als schwebte aus jeder Felsen-
 spalte, aus jeder Fuge des Grundes ein schmeicheln-
 der Laut, als wären die schlanken Reiser der Bäume
 und Gesträuche nichts anderes denn gespannte
 Saiten, die der sachte Wind mit unsichtbaren
 Händen rührte, als wären alle Drosseln, Finken,
 Lerchen und Nachtigallen der ganzen Welt zu
 schmetterndem Gesang und zärtlichem Gezwitsher
 versammelt auf dieser einen Stelle.

In Verzüdung lauschend, das Haupt hoch auf-
 gerichtet, stand der weiße Heini. Alle Scheu und
 Bangniß war von ihm gewichen, in hoffnungs-

vollem Mute bligten seine Augen, und nun warf er Geige und Bogen ins Moos und rief mit jubelnder Stimme hinein in das Tönen und Klingen: „Kauschegrim! Kauschegrim! Ich bringe dir dein Lamm!“ Und atemlosen Laufes eilte er über den Berghang nieder gegen das Dorf, von dessen Thürmlein ihm das schwebende Geläute der Osterglocken sanft entgegenhallte. Inmitten des Feldes fand er einen Schäfer, der eben seine Herde verlassen und zur Kirche wandern wollte. Den rief er mit bebenden Worten an: „Schenk mir ein Lamm, um Gottes Erbarmen, Schäfer, schenk mir ein Lamm.“ Der Schäfer, der dem jungen Spielmann gut war, weil er ihm mit der Geige schon so manche einsame Stunde vertrieben hatte, lachte, haßte aus der Herde ein Lamm mit weißer, fein gekräuselter Wolle, reichte es dem Heini hin und sagte: „Da nimm, denn lieber schenk' ich dir ein Lamm, als daß mir eines gestohlen wird, wie am Ostermorgen im vergangenen Jahr.“ Mit weiten Augen starrte Heini den Schäfer an — es fiel ihm ein, daß just um die letzte Osterzeit das schöne Können über den schwarzen Peter gekommen war — und so meinte er zu wissen, woher der andere

seine zauberfüßen Lieder hätte. Der Schäfer aber schüttelte den Kopf und lachte: „Was willst du nur mit dem Lamm? Willst es wohl zum Pfarrer tragen und weihen lassen?“ Da atmete Heini tief auf. „Ja, ich will es zum Pfarrer tragen und weihen lassen.“ Und selbender schritten sie der Kirche zu. Als sie dabei an der Schenke vorüberkamen, hörten sie durch die offenen Fenster die trunkene Stimme des schwarzen Peter, der mit seinen Spießgesellen zechte und über dem Kollern der Würfel des heiligen Tages vergaß. Die Kirche fanden sie schon erfüllt mit frommen Betern. Ein langbärtiger Pater Kapuziner hielt die Predigt und predigte so lustig, daß sich in allen Bänken ein richtiges „Ostergelächter“ erhob. Nur Einer lachte nicht, das war der weiße Heini. Der lag auf seinen Knien, betete inbrünstigen Herzens und hing dazu mit heißen, sehnenden Augen an dem rosigen Gesichtchen der blonden Mechtild. Als dann der Pfarrer kam, um die Körbe mit Eiern, Brot und Schinken zu segnen und die Lämmer zu weihen, welche die Leute gebracht, da ließ auch Heini vor dem Altar den Segen sprechen über sein Lamm. Die Osterglocken läuteten zum andernmal, die Beter

strömten aus der Kirche, und während der weiße Heini den nahen Bergen entgegencilte, wanderte der alte Hedydegast mit Mechtild durch das Dörfchen seinem Hause zu.

Noch hatten die beiden zu Mittag ihr Mahl nicht eingenommen, da kam der schwarze Peter zur Thüre hereingepoltert. Aus seinen Augen sprach der Wein, und mit heiserer Stimme hub er zu schreien an: Er wäre nun ein volles Jahr des alten Spielmanns Gefelle gewesen, hätte ihm die Truhen mit klingendem Silber gefüllt, jetzt wolle aber auch er seines Lohnes genießen, und der einzige Lohn, den er sich begehre, das wäre die Hand der schönen Mechtild. Bleich und zitternd saß das Mädchen da, der alte Hedydegast aber dachte des Wortes, das er dem weißen Heini gegeben. Doch Peter ließ keine Ausflucht gelten, er drohte, sein Bündel zu schnüren, und als gelte es schon ein Abschiedslied, so nahm er die Geige von der Wand und fing zu spielen an, das schönste seiner wunderbaren Lieder. Da slog ihm Mechtild wie verzaubert an die Brust, der alte Spielmann schwamm in Wonne und Entzücken und hatte kein anderes Wort als ja, ja und ja. Nun waren sie

Brautleute, der schwarze Peter und die schöne Mechtild, und als die Vesperzeit vorüber war, gingen sie, begleitet vom Vater, Hand in Hand zum Ostertanz.



Der wurde auf einer großen Wiese abgehalten, in deren Mitte auf grünem Hügel eine riesige Linde stand, von steinernen Bänken umzogen, und zu Füßen des Hügels floß die weiße Kaufschach

vorüber mit Murmeln und Raunen. Als hier die Leute den schwarzen Peter kommen sahen, begehrten sie, daß er spielen möchte. Er aber sagte: „Heut mag ein anderer spielen, heut will ich tanzen.“ Schon wollte nun der alte Hede-
gast zur Fiedel greifen, als plötzlich eine Hand sich auf seine Schulter legte. Hinter ihm stand der weiße Heini, den niemand hatte kommen sehen. Sein Gesicht war bleich und ein dunkles Feuer loderte aus seinen Augen. „So tretet an zum Tanze, ihr Burschen und Mädchen,“ rief er, „ich will euch einen Reigen spielen!“ Und er fing zu spielen an, was er auf seinen einsamen Streifzügen von den zwitschernden Vögelein gelernt hatte, vom säuselnden Winde und den plaudernden Wellen. Die Paare aber tanzten nicht, sie scharten sich um Heini und lauschten den süßen, weichen Klängen seiner Geige. Da lachte der schwarze Peter höh-
nisch auf: „Was ist denn das für ein Geräusch? Mir kommt es vor, ich höre die Frösche quaken und einen Pudel winseln!“

Mit diesen Worten riß er dem alten Hede-
gast die Fiedel aus den Händen und spielte eines seiner zaubervollen Lieder, bei dessen Tönen

alle, die bei der Linde versammelt waren, des weißen Heini vergaßen und sich um Peters Füße lagerten. Der hatte aber kaum den letzten Bogenstrich gethan, da hub der Heini wieder zu spielen an und spielte Ton für Ton das gleiche Lied, und das klang aus seinen Saiten noch viel tausendmal schöner als von des Peters Geige, denn er legte in die Raubertöne des Liedes noch sein eigenes Herz, seine Seele, sein ganzes Lieben und Sehnen. Zauchzenden Jubel gewann er sich zum Danke, und leuchtenden Blickes sah er, wie Mechtild zitternd sich an seine Kniee schmiegte und unter seligem Schluchzen das Gesicht mit beiden Händen deckte. Wut und Haß verzerrten das Gesicht des schwarzen Peter, mit einem Fluche hob er die Fiedel, spielte sein zweites Lied — und wieder gab ihm Heini Antwort in den gleichen, nur tausendfältig schöner klingenden Tönen, und so kämpften sie weiter bis zum zehnten Liede, und immer blieb der Sieg auf Heinis Seite. Jubelnd drängten sich die Leute um ihn, und niemand achtete darauf, daß der schwarze Peter mit einem greulichen Fluche einen seiner Bechbrüder beiseite zog und ihm in das Ohr zischelte: „Du mußt mir helfen, oder ich bin verloren! Er

hat's mir nachgemacht, er ist beim Raufschach-Nix gewesen, der hat ihn seine zehn Lieder gelehrt, und auch das elfte, das Lied der Hulfrau, das sie singt, wenn sie auf salbem Rosse mit dem wilden Jäger durch die Lüfte reitet. Das magt er nicht zu spielen, denn ein fürchterlicher Zauber liegt auf diesem Liede. Ich aber wag's, denn ich weiß, daß der Zauber gebrochen wird, wenn man das Lied nach dem letzten Ton vom Ende wieder rückwärts spielt zum Anfang. Doch während ich spiele, mußt du an meiner Seite stehen, und wenn du merkst, daß ich stocke, nur mit einem einzigen Ton, so reiße dein Messer hervor und schneide mir über die linke Schulter die Saiten ab."

Nach diesen Worten trat der schwarze Peter in den Kreis zurück und rief mit höhniischen Worten: „Bist ja ein großer Meister geworden, weißer Heini! Hast mir verteufelt vieles abgelauscht! Nur eines fehlt dir noch . . . freilich das Höchste! Kannst du auch das Lied der Hulfrau spielen, das herrlichste und gewaltigste, wie ein Menschenohr noch keines vernommen?"

Der weiße Heini schwieg, doch wie Erbarmen und Mitleid war es aus den Blicken zu

lesen, mit denen er dem Peter in die glühenden Augen schaute.

„So horch auf mich, du feiger Stümper! Und Ihr, Heidegast, Ihr sollt dann sagen, wer der größte Spielmann ist und wem die Hand der schönen Mechtild zugehört!“

So rufend, hob der schwarze Peter die Geige und begann zu spielen. Den Leuten aber, die da lauschten, wollte das Herzblut gerinnen und der Sinn vergehen bei den Tönen, die jetzt aus Peters Saiten wirbelten und zuckten, jauchzten und klagten. Und während er spielte, bebte der Grund, die gelben Schlüsselblumen der Wiese bewegten sich hin und her, mannshoch sprangen die Wellen der Rauschachempor, die laublosen Äste der Linde griffen durcheinander, von überall kamen die Vögel geflogen und ein dumpfes Säusen erhob sich in den Lüften. Da schien auch dem schwarzen Peter der Mut zu wanken, eine kalte Blässe überzog sein Gesicht, die Hände fingen ihm zu zittern an, die Töne seines Spieles verwirrten sich, hilflos blickte er nach seinem Kameraden — als der aber nun das Messer aus der Scheide riß und die Klinge gegen den Spielmann hob, sprang Mechtild mit einem gellenden

Schrei empor, und als fürchte sie für Peters Leben, so stieß sie jenen Gesellen zurück und wand ihm das Messer aus den Händen. Mit einem schrillen Mißton endete das Spiel des schwarzen Peter, lahm sanken ihm die Arme nieder, und wie versteinert starrte er in die Lüfte, in denen das Sausen zu wildem Sturme wurde, starrte in die Rauschach, deren Wellen über die Ufer rauschten und schäumend anbrausten gegen den Hügel. Schreiend und jammernnd drängten sich die Leute um die Linde, ängstlich kreischten die Vögel durcheinander — schon aber hatte der weiße Heini die Geige an das Kinn gehoben und mit dem gleichen Tone, mit welchem Peter geschlossen, fing er zu spielen an und spielte das Lied der Hulfrau rückwärts bis zum Anfang. Da legte sich allgemach der tosende Sturm, das ängstliche Kreischen der Vögel wurde zu leisem Zwitschern, und langsam wirbelten die schäumenden Wasser zurück in ihr felsiges Bett. Den schwarzen Peter aber sah niemand wieder; er war verschwunden, als hätten ihn die Wellen mit sich fortgespült.

Banges Schweigen lag auf allen Lippen. Niemand wagte zu sprechen, noch sich zu regen.

Nur der weiße Heini legte den einen Arm um die schöne Mechtild, die ihm weinend an die Brust gesunken, und während er mit dem andern Arm am knorrigen Stamm der Linde seine Geige zerschmetterte, rief er mit heller Stimme gegen das murmelnde Wasser:

„Rauschegrim!

Ich habe wieder gefunden mein Glück!

Rauschegrim!

Ich gebe dir deine Lieder zurück!“

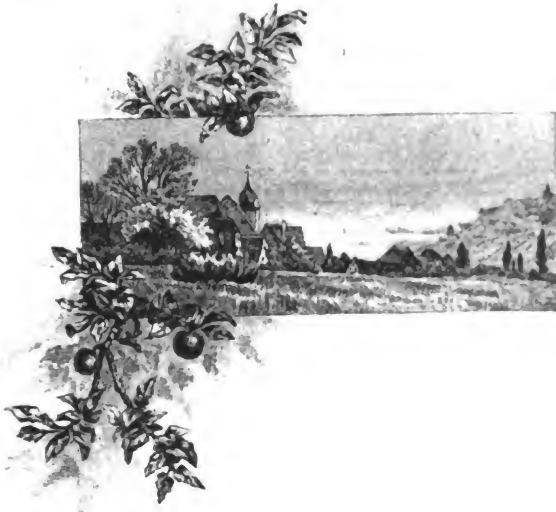
Und von dieser Stunde an hat niemand in der Welt sie wieder gehört, die zaubervollen Lieder des Rauschegrim. Der weiße Heini aber lebte mit Mechtild lange Jahre in Glück und Freude, und bei allen Leuten galt er als der größte Spielmann, denn er spielte ihnen vor, was er in der Einsamkeit von den zwitschernden Vögeln gelernt, vom flüsternden Winde und den raunenden Wellen.



Das Wachtfeuer.

Aus der Geschichte eines „Krieges“.

1886.



Eine glühende Sonne brannte über den hügeligen Fluren des weiten Thales. Müd und weif lagen auf den Grummetwiesen die kurzen Gräser durcheinander, über den braungelben Stoppelfeldern zitterte die Luft, und aus den Wipfeln der kleinen Waldparzellen, welche die Felder durchsehten, ging ein Zucken und Lodern, als ständen die Bäume in gespenstigem Brande. Mit mattem Knirschen barst an allen unbewachsenen Stellen der ausgedörrte Grund, und dieses Knirschen hörte sich an wie ein

banges Seufzen der Natur, die unter der erbar-
mungslosen Sonne zu erliegen drohte.

Und unter dieser Sonne marschierte die Armee,
unbekümmert um die sengende Hitze. Trotziger
Kampfesmut leuchtete aus den Augen des Gene-
rals, und Tapferkeit glühte auf den Wangen der
Mannschaft. Es galt ja dem „Erbfeind“!

Gegen zwei Uhr — an einem Samstag war's
— hatte die Armee den Sammelplatz verlassen,
war mit „klingendem Spiel“ durch das „obere
Dorf“ gezogen, hatte den Bach überschritten, der
die beiden feindlichen Gebiete voneinander trennte,
und war auf schnurgerader Straße mitten durch
Feindesland, durch das „untere Dorf“ marschiert,
um den seit Mittag schon ausgerückten Gegner im
offenen Felde zu suchen. Ein das Terrain beherr-
schender Hügel wurde in soldatischer Ordnung er-
stiegen. Voran der neunjährige General, den mit
blauschillernden Hahnenfedern geschmückten Papier-
helm schief über den blonden Locken, das hölzerne
Schwert in einer Hirschfängerscheide, die aus dem
Gewehrshrank des Vaters, des Oberförsters im
Dorfe, „requiriert“ worden war. Dem General
folgte das „klingende Spiel“, die beiden Schmied-

jungen mit Weidenpeife und Blechdeckeln. Dann kam die ganze Masse der dreiköpfigen Armee, die aus dem strammen Schreiner-Naz, dem wohlgefütterten Müllerbuben und dem minder trefflich genährten Sohn des Lehrers bestand.

Im fargen Schatten eines kleinen Schlehengebüsches lagerte sich das Heer. Aber ihm blühte nur kurze Raft. Denn der auf Kundtschaft ausgefchickte Lehrermuckl meldete schon nach wenigen Minuten mit zeterndem Geichrei das Nahen des Feindes. „Und zwei find ihrer mehr als wir!“ fo fügte er kleinlaut bei.

Ihn traf ein verachtungsvoller Blick aus den Blauaugen des Generals. „Zwei! Aber was für zwei! Der Schusterhanzl und der Schneidersjopp!“ erwiderte der kleine Held mit einer Ruhe, die den Sieger von Musterliß befhämt hätte. Mit kühnem Feldherrnblick überflog er die tiefer liegenden Äcker und hielt dann eine kurze, aber eindringliche Anrede an feine Armee.

Er sprach von der „gerechten Sache“, rühmte den Wert der Tapferkeit, verhieß den Mutigen neben des Himmels selbstverständlichem Lohn eine Semmel und zwei Äpfel auf den Mann und stellte

Ganghofer, Es war einmal . . . 2. Aufl. 12

jedem Auskneifer eine tüchtige Tracht Prügel von seinen oberherrlichen Händen in sichere Aussicht. Das letztere Versprechen vervollständigte die nützliche Wirkung dieser Anrede — denn das Hauen ist unter allen Umständen wünschenswerter, als das Gehautwerden — und als nun, so recht im besten Augenblick, die acht Struvelköpfe des feindlichen Heeres hinter dem grasigen Rain eines nahen Stoppelfeldes emportauchten, scholl ihnen aus sechs Kehlen ein schneidiges Hurrah entgegen. Fester drückte der General den Helm über die Haare, riß das Schwert aus der Scheide, und seiner flinkfüßigen Armee voran, slog er in tausendem Laufe den Hügel hinunter, daß seine Helmszier flatterte und der Staub aufging unter seinen Sohlen.

Mit indianerartigem Kriegsgeheul stießen die feindlichen Massen zusammen, und während ein fürchterlicher Einzelkampf begann, waren nach klassischem Muster auch schon die beiden Feldherrn aneinander. Aber gleich im ersten Anprall wurde der General der gerechten Sache durch einen allem Völkerrecht hohnsprechenden Magenstoß des Gegners kampfunfähig gemacht. Bleich und atemlos stand er. „Schurke! Verräter! Lump, miserablicher!“ Mit

diesem Ausdruck gerechter Entrüstung fand er den „Schnauser“ wieder, warf Schwert und Helm beiseite und sprang mit solcher Wucht seinem Gegner an den Hals, daß sie beide zu Boden stürzten. Solchem Zornmut gegenüber schien der feindliche Feldherr bereits ein verlorener Mann, als die so sehr verachtete „Übermacht“ sich zur Geltung zu bringen suchte. Der Schusterhansl und der Schneiderjepp fielen dem Bedränger ihres Führers in die hintere Flanke — und da war es für den mit Todesverachtung kämpfenden General nur gut, daß er neben seinen zornigen Armen noch zwei nicht minder energische Füße besaß, welche die „Übermacht“ bitter zu spüren bekam. Der feindliche Feldherr aber hatte bei der Sache doch etwas Lust gewonnen, er raffte sich von der Erde auf, führte noch einen tückischen Faustschlag nach dem Gesichte seines Gegners und wandte sich dann zu feiger Flucht. Dieses schnöde Beispiel gab das Zeichen zur allgemeinen Gefechtsauflösung, und hinter einem wirren Fliehen begann ein siegestrunkenes Verfolgen, dem erst die völlige Erschöpfung Halt gebot. Zerknitterte Helme, zerraupte Hahnenfedern, gebrochene Schwerter und Lanzen bedeckten die

Wahlstatt. Manch ein Kämpfer des siegreichen Heeres war übel zugerichtet; der General selbst blutete aus Mund und Nase. Aber dieses Blut war ja der Preis des Sieges! Und es war auch schon wieder gestillt, als die Armee an einer von Büschen beschatteten Wiesenstelle zu Lager rückte.



Die Proviantkassonne wurde vorgefahren, d. h. man holte das Leinwandränzlein, das die Frau Oberförster ihrem Blondkopf mitgegeben. Und der General hielt sein Wort — eine Semmel und zwei Äpfel kamen auf den Mann. Schon wollte der Müllerbub den Verdienst seiner Tapferkeit zwischen das Mahlwerk seiner Zähne schieben, als der General mit erregten Worten auffuhr:

„Halt! Wir sind im Lager, und da müssen wir auch ein Wachtfeuer haben, ja, und dann können wir die Äpfel braten!“ Helle Freude blitzte aus all den jungen Augen! Ein Sieg, ein Wachtfeuer

und gebratene Äpfel dazu — o Übermaß der kriegerischen Wonne!

Der um seiner flinken Füße und Finger mit Recht geschätzte Lehrermuchl wurde in das Dorf entsandt, und nach Verlauf einer halben Stunde erschien er mit einem Päckchen glücklich gemauster Zündhölzchen. Aus dem Gebüsch wurde alles dürre Reisig ausgebrochen, zu einem Häuflein geschichtet und in Brand gesteckt. Aber die spärlichen Reiser gaben nur ein geringes Feuer. Ein Theil des Heeres wurde „Requirierens halber“ ausgeschiedt, bald hörte man von einem nahen Acker helles Triumphgeschrei, und die beiden Schmiedjungen kehrten in feuchender Eile zurück, die Arme voll angepackt mit einem dürrer, heuähnlichen Zeug. Heer und General fragten nicht lange, welches ein Ding das wäre — sie sahen nur, daß es brannte, mit hoher, lodrender Flamme, und darüber herrschte jauchzender Jubel.

Nur brannte das Ding gar so schnell — kaum daß ein Bündel in den Flammen lag, war es schon verpufft. Da mußte nun ein unermüdlicher Verbindungsdiensft zwischen Wachtfeuer und Acker eingerichtet werden. Und während sich abwechselnd

einer diesem Dienste widmete, hockte das übrige Heer rings um das rauschende, rauchlose Feuer. An zugespitzten Stäbchen wurden die Äpfel gebraten, und beim Verspeisen der heißen, süß duftenden Früchte weckte man die Heldenthaten der Schlacht wieder auf. Mit gnädigem Lächeln lauschte der General, der stolz ausgestreckt im Graze ruhte, diesen Berichten. Er war ja doch der Einzige, welcher wirkliches Blut vergossen hatte!

Jener nahe Acker war bis auf das letzte brennbare Hälmchen geräumt, als die sinkende Dämmerung ihre ersten Schleier über die Thalflur spannte. Da rüstete sich die Armee zum Heimarsch, und wieder unter „klingendem Spiel“ durchzog sie das lange Dorf. Wenige Stunden später schlummerte das ganze Heer, und während der General auf seinem frisch erkämpften Lorbeer träumte, lag draußen in der thauenden Nacht ein weißer Aschenhügel, der im spielenden Winde langsam zerstob.

In den Vormittagsstunden des folgenden Sonntagß saß der zum Schuljungen degradierte General im elsterlichen Wohnzimmer hinter dem Tisch und quälte sich mit einem verzwickten Rechen-

exempel. Er wäre auch längst schon darüber Herr geworden, wenn ihn nicht immer das laute Sprechen im anstoßenden Raum gestört hätte. Dieses Zimmer, zu dem die Thüre halb offen stand, war die Forstkanzlei des Vaters, und eben war der Holzwart mit seinen Knechten zugegen, um Arbeitsweisung für die kommende Woche zu holen.

„Ihr seid ja nur sieben?“ fragte der stattliche Forstmann mit dem freundlich ernstern Gesichte. „Wo ist der achte, der Bachmichel? Ich meine, der hätte das Arbeiten am ersten nötig?“

„Du mein Gott, Herr Oberförster, der Michel, der hat heut einen unguten Tag,“ erwiderte der Holzwart. „In aller Gottesfrüh schon ist er aufs Feld hinausgegangen, um nach seinem Flachs zu schauen, den er zum Dörren draußen hat. Aber wie er zum Acker kommt, ist kein einziger Halm nimmer da. Zuerst hat er gemeint, man hätt' ihm den ganzen Flachs gestohlen; aber da hat er in der Näh' eine Feuerstatt gefunden, und aus der Nischen hat er's 'kennt, daß ihm da sein Flachs verbrennt worden ist. Schier möcht's einer nicht glauben, daß so ein Mensch, so ein schlechter und nichtszugiger, umlaufen könnt', der so 'was ver-

mag! Der arme Teufel, der! Sein ganzer Stolz und seine einzige Freud' ist der Flachs gewesen, sein ganzer Reichtum und sein Winterbrod. Jetzt hockt er daheim in der Kummernis, wie einer, der nimmer sieht und hört, und sein Weib, sein armes, weint sich die Augen blutig."

Da wurde nun über diesen bösen Fall eine geraume Weile in erregten Worten hin und her geredet, und das Ende davon war, daß der Oberförster dem Bachmichel für die nächsten Wochen doppelt lohnende Arbeit zuwies. Als er dann die Holzknechte entlassen hatte und das Wohnzimmer betrat, schaute er mit erschrockenen Augen seinen blonden Buben an, der regungslos hinter dem Tische saß, mit starren Augen, blaß bis in die Lippen.

„Ja Bubi, was ist dir denn?“

„Nichts, Papa . . . gewiß nichts,“ würgte der Junge hervor. „Nur . . . nur ein bißchen . . . ein bißchen ungut ist mir.“

„Aber siehst du, das hast du nun wieder von deinem Umheßen den ganzen Morgen. Mach weiter, geh ein wenig in die Luft — aber setz dich ruhig auf einen Fleck, du Wildfang!“ Und zärtlich strich der Vater die Hand über das blonde Haar seines Buben.

Eine Stunde später, beim Mittagstische, herrschte böse Laune, weil der Teufelsjunge nicht essen wollte. Als dann der Tisch geräumt war, schlich er davon und rannte über Hals und Kopf dem Dorfe zu. In fieberhafter Eile versammelte er sein treues Heer. Mit scheuen Köpfen kamen sie geschlichen, diese Tapferen von gestern — die Geschichte von dem verbrannten Flachje hatte sich ja längst schon im ganzen Dorfe verbreitet. Keiner hatte gesprochen — nicht aus Furcht vor Strafe, wie sie mutig behaupteten — sie hatten die Sache als militärisches Amtsgeheimnis betrachtet und hatten geschwiegen aus Korpsgeist. Der General atmete auf, aber dieser Seufzer schien ihm, wie der verstörte Ausdruck seines hübschen Gesichtes bewies, keine Erleichterung zu bringen. Finster starrte er vor sich nieder, dann plötzlich stieß er die zitternden Fäuste in die Taschen seines Jöppleins, drückte mit einer trogigen Bewegung den Kopf in den Nacken und ging wortlos davon. Mit verdugten Augen schaute das gesammte Heer ihm nach.

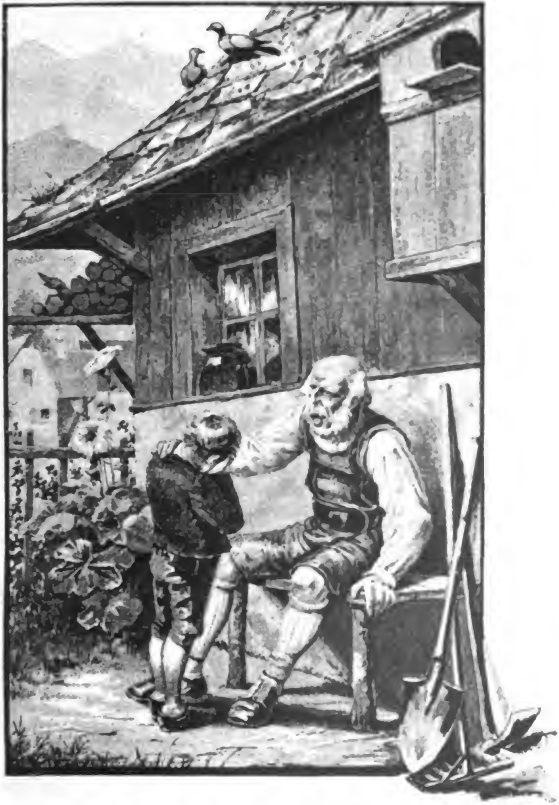
Wo das Ziel seines Weges lag? Immerzu folgte er der geraden Straße, und diese führte ihn, fast am Ende des Dorfes, an einem armjeligen

Häuschen vorüber, das hinter hohen Haselnußhecken versteckt lag. An diesem Häuschen wollte er nicht vorüberkommen. Mit ängstlichen Augen verschlang er das morsche Strohdach und was ihn die buschige Hecke sonst noch gewahren ließ. Eine herbe, bebende Stimme, die sich da drinnen hörbar machte, scheuchte ihn von der Stelle. Doch wieder kehrte er zurück, huschte hinter die Hecken, umlungerte das Haus, lag eine Weile abseits im Graze, sprang wieder auf, und das trieb er so weiter, bis es Abend wurde. Als er sich nun wieder einmal der Hecke näherte und leise die Zweige auseinanderbog, sah er aus der Thür ein hageres Weiblein treten, das die blaue Schürze über die Augen wischte und mit einem Steinkrug in der Linken nach der Straße ging. Da hob der alte Bauer, der in Hemdärmeln auf der verwitterten Hausbank saß, den grauen Kopf mit dem von hundert Fältchen durchfurchten Gesicht und fragte:

„Wirst doch kein Bier holen, Urichi? Das tragt's uns nimmer jezt; bleib daheim!“

Das Weiblein aber schüttelte den Kopf und trippelte der Straße zu.

Schwer senkte der Alte auf, versank wieder in seine gebückte Haltung, stützte die Hände auf



Ein blonder Junge stand vor ihm, mit zuckenden Lippen und nassen Augen.

die Knie und nickte, wie in trüben Gedanken, unablässig vor sich hin. „So hoch ist er gestanden,“ murmelte er und streckte die Hand mit dem erloschenen Pfeiflein. „Und halb so hoch liegt die Aschen draußen! Mein Flachs . . . mein schöner Flachs — — meine einzige Freud!“

Dicke Zähren rannen ihm über die furchigen Wangen. Er wollte mit der Faust nach den Augen fahren; verwundert aber schaute er auf. Ein blonder Junge stand vor ihm, mit zuckenden Lippen und nassen Augen. Alle Finger schlang das Bürschlein um die schwielige Hand des Alten und stammelte: „Mußt nicht heinen, Bachmichel! Ich will dir's sagen . . . ich . . . ich bin es gewesen . . . ich hab' deinen Flachs verbrannt . . . ich . . . ich bin so schlecht gewesen und so nichtsnutzig . . . ich!“

Erstrocken schoß der Alte in die Höhe, ließ sich aber gleich wieder mit zitternden Knien nieder-sinken. Er schaute in das angstvolle Gesicht des Knaben, schüttelte den Kopf und stotterte: „Aber Büberl, Büberl! Ja mein Gott, sag nur, sag, wie hast denn so was vermöcht, so 'was Arg's! Mein Flachs . . . mein schöner Flachs!“

Nun kam sie heraus, unter Thränen und

Schluchzen, die Geschichte vom Wachtfeuer. Längst wußte der Michel schon alles, aber immer noch saß er und schwieg. Endlich erhob er sich, ging in das Haus, und als er wieder erschien, hielt er dem Knaben einen rotbackigen Apfel hin. „Da, Büberl, nimm! Bist doch ein braver Kerl! Und wenn's auch gleich eine harte Sach' ist . . . ich sag' deinem Vater nichts!“

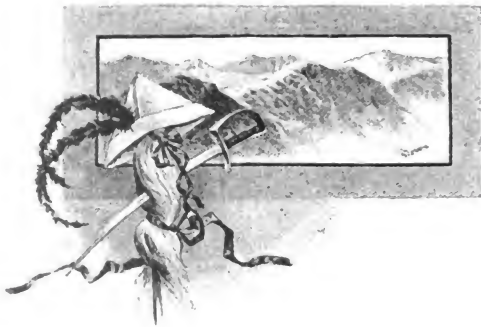
Mit verschüchtertem Blicke schaute der Junge zum Michel auf und schoß dann, ohne den Apfel zu nehmen, aus dem Hofe.

Er kam nach Hause, saß schweigend bei Tisch und suchte nach leisem „Gute Nacht“ sein kleines, von fahlem Mondlicht erhelltes Stübchen. Als der Vater in später Stunde zur Ruhe ging und nach seiner Gewohnheit vor das Bett des Jungen trat, fand er ihn mit offenen Augen.

„Was hast du nur heute? Weshalb schläfst du nicht?“ fragte er, und beugte sich über das Bett.

„Ich kann nicht schlafen, Papa . . . ich kann nicht!“ In jähem Ungestüm schlang der Knabe die beiden Arme um den Hals des Vaters und brach in krampfhaftes Schluchzen aus: „Der Flachs, Papa . . . und . . . und der arme Michel!“

Als andern Abends der alte Bachmichel von der Holzarbeit nach Hause kehrte, wobei er an seinem Acker vorüberkommen mußte, wollte er seinen Augen nicht trauen, da er das kleine Feld dicht überbreitet fand mit dem schönsten Flachse.



Die Stimme des Wassers.

1887.



Finstere, wild zerrissene Wolken flogen unter dem nächtigen Himmel dahin, so hastig, als wäre ihnen die Nacht zu grauig, als flögen sie der Ferne zu, um den hellen, freundlichen Tag zu suchen. Mit kurzen Stößen durchfuhr der Wind die schwarzen Büsche und Bäume, und während er ihre Zweige schwanke und seufzen machte, raschelte er wie mit geschäftigen Händen durch das gefallene Laub, das auf allen Wegen seine dunklen Tänze trieb. Dieses Rascheln und Seufzen, dieses Fauchen und Sausen, dieses Anarren und Stöhnen, das alles vermischte
Ganghofer, Es war einmal . . . 2. Aufl. 13

sich zu einem unheimlich melancholischen Konzerte — es schien, als wäre die stumme Natur lebendig geworden, als hätte sie Sprache erhalten und klage nun in Zorn und Weh ihren Schöpfer an: Hab' ich nicht geblüht und Früchte getragen nach deinem Willen? Hab' ich nicht mit tausend Farben und Stimmen deine Größe und Allmacht verkündet — war ich dir nicht schön genug in meines Sommers leuchtendem Glanze, daß du nun grausam mich mordest, daß du den Tod mir schickst durch die eisigen Hände des lebenerstarrenden Winters?

Welch ein Ton aber war es, der fremd und schneidend in die klagende Stimme der Natur sich mischte? War es die gellende Lache einer Wahnsinnigen — oder das schreiende Schluchzen eines von namenlosem Leid gefolterten Weibes?

„Geld? Geld?“ scholl es mit diesem Lachen, mit diesem Schluchzen in die Nacht hinaus. „Geld bietest du mir, damit ich dich vergessen, dich lassen und mich verbergen soll in irgend einem schmutzigen Winkel? Meine schöne Jugend hab' ich dir geopfert, meine Ehre, mein ganzes Leben! In Treue hab' ich an dir gehangen, Not und Sorgen hab' ich mit dir geteilt, mit heißen Küssen und brennen-

der Liebe hab' ich dich gewärmt, wenn dir die harte Kälte des Lebens ins Herz und in die Glieder ging, gestützt und gehoben hab' ich dich, wenn die Kräfte dich verließen, und habe dich mit neuem Mute beseelt, wenn du erliegen wolltest im bitteren Kampf um deine Zukunft! Und du, Gregor, du bietest mir Geld! Solange das Leben nur ein finsternes, unerbittliches Gesicht für dich hatte, so lange war ich dir gut zu deinem Troste, so lange waren dir meine Arme weich genug, um in ihnen zu vergessen und dein Elend zu verschlafen! Nun aber, da dir das Leben zu lachen beginnt, nun willst du mich abfinden wie eine überflüssige Magd, willst mich abschütteln wie einen lästigen Hund! Aber nein, nein, nein, Gregor! So laß' ich nicht rechnen mit mir! Ich will den Dank haben für meine Treue — und wär' es auch ein kalter Dank! Daß ich Liebe von dir nicht mehr zu erwarten habe, ich weiß es, weiß es schon lange! Daß du mich hassst in dieser Stunde, wie der Teufel den guten Engel einer Menschenseele, ich weiß es! Aber ich will nicht das Lamm spielen, das sich schweigend den letzten Tritt des Schlächters gefallen läßt — ich will nicht, will, will nicht! Und nicht dein

Geld will ich haben, sondern dich, Gregor, dich! An deiner Seite will ich auf der Höhe stehen, der du entgegensteigst . . . oder ich will dich herabziehen in Schande und Verzweiflung . . . zu mir, zu mir herab!“

In einem krampfhaften Lachen erstickten diese Worte. Zornig warf der Mann, der an des Weibes Seite ging, die Arme empor, als möchte er seine Finger um die Kehle schlagen, der diese schneidenden Töne entquollen. Wilde Gedanken durchstürmten sein Hirn. Ja, sie hatte recht gesagt: das Leben begann ihm zu lachen. Jahre und Jahre hatte er gekämpft, ohne Erfolg, bis ein Zufall ihm die Gunst eines reichen, mächtigen Mannes gebracht hatte. In dieser Gunst war er gestiegen und gestiegen; sie hatte ihm Stellung und reichlichen Verdienst verschafft, und nun wollte sie ihm auch noch das Höchste geben, was sie zu vergeben hatte: eine junge, blühende Frau, die Tochter und einzige Erbin jenes Mannes. Reichtum und Glanz, Macht und Genuß, das waren die Sterne, die ihm winkten aus seinem kommenden Leben. Und um all das sollte diese Märrin ihn betrügen dürfen — aus Trotz, aus Rache, aus Haß, aus Liebe? — gleich-

viel aus welchem Grunde — sie konnte es, sie hatte die Mittel in der Hand, sie wußte, daß es nicht immer die reinsten Waffen gewesen, mit denen er den Kampf ums Dasein geführt hatte. Und wenn in ihrem zügellosen Herzen erst die Eifersucht rege wurde! Wenn sie erfuhr, daß eine andere seinen Namen tragen sollte — und das muß sie erfahren, schon am kommenden Tage, an welchem seine Verlobung mit einem rauschenden Feste gefeiert, sein Glück der ganzen Stadt verkündet werden soll. Wirre Bilder steigen vor seinen brennenden Augen auf — er sieht sich inmitten des glanzvollen Festes, an seiner Seite das schöne reiche Mädchen, dessen Hand in der seinen ruht — er hört die Gläser klingen, die man auf sein Glück, auf seine Zukunft leerte — er will sich erheben, um mit lächelnden Worten zu danken — — da hört er verworrenen Lärm im Borsaal, die Thüre springt auf, und nun steht sie auf der Schwelle, diese Närrin, mit verzerrtem Gesichte, mit fliegendem Haar, ein gellendes Lachen auf den blutlosen Lippen. Alles verstummt, sie allein nur spricht — und da weichen sie vor ihm zurück, alle, alle; weinend flieht die Braut von seiner Seite an ihres Vaters Brust — nun stürzt es über

ihn her, Entrüstung, Zorn, Hohn und Schadenfreude — man weist ihm die Thüre, dem Heuchler, dem



Verworfenen, und er ist dem Gespötte preisgegeben, der Schande, dem Gerichte, dem Elend . . .

Diese Bilder sieht er, und aus diesen Bildern dringt ein Feuer auf ihn ein, das sein Gebein zu verzehren droht und das Blut in seinen Adern sieden macht.

Der Atem versagt ihm, die Zunge klebt an seinem Gaumen, und mit irren Augen starrt er umher in der Nacht.

Da treffen seine Blicke auf das schwarze Wasser, das neben dem Wege rinnt — lautlos scheint es seine schmutzigen Wellen zu schieben, denn sein Mur-

meln erstickt unter dem Lärm des Windes, unter dem Geräusch der welken Blätter. An diesem Wasser hängen des Mannes Augen, er neigt sich ihm entgegen, als könnte er mit bohrenden Blicken die schwarze Tiefe messen — — nun richtet er sich hastig empor, ein keuchender Atemzug entringt sich seiner Brust, mit beiden Armen greift er zu, seine Finger krampfen sich um die Kehle des Weibes — ein erstickter Schrei, dumpfes Stöhnen und ein ersterbendes Röcheln — — dann ist der Kampf zu Ende, und die schwarze Flut verschlingt einen stummen Körper.

Eine Weile noch steht der Mann mit vorgerecktem Kopfe, regungslos, dann blickt er mit scheuen starren Augen über die Schultern zurück. Er schüttelt sich, als könnte er so von sich werfen, was er in dieser Minute auf sich geladen. Aus allen Poren bricht ihm der kalte Schweiß, ein Zittern überläuft ihn, seine Augen erweitern sich, und blißschnell sieht er alles, was zu kommen droht, die Entdeckung, das Verhör, die Verhandlung, den Kerker . . .

Wer aber soll ihn verraten? Es war ein kluger Gedanke, der ihn das Weib nach diesem entlegenen Parke führen ließ, auf dessen finsternen

Wegen zu dieser Stunde der Fuß keines anderen Menschen wandelte. Und wer auch sollte die Gemordete vermissen? Sie hatte keinen Vater mehr, sie hatte keinen Freund, keine Freundin in der ganzen großen Stadt. Kaum wußte jemand von ihr — nur das alte Weib, bei welchem sie in verschwiegener Miete wohnte. Und dieser Alten wollte er ein Märchen erzählen, in welchem Dukaten klappern. Und die Gemordete selbst — wie sollte sie zeugen wider ihn? Sie lag gebettet, gut gebettet. Dieses Wasser gab keinen Körper zurück, den es einmal in sich geschlungen — dieses Wasser hatte ein sicheres Verließ für seine Leichen, den tiefen, zähen Schlamm, der unter seinen schwarzen Wellen lag und den es angesammelt aus allem Unrat und Morast der Stadt. Auch das Wasser wird ihn nicht verraten!

„Das Wasser hat keine Stimme!“

Mit einem öden, kalten Lächeln sprach er diese Worte vor sich hin. Da legte sich jählings der Wind. Das Rascheln der wellen Blätter, das Seufzen und Ächzen in den Ästen verstummte — und nun mit einmal ward es hörbar, das dumpfe Gurgeln und Plätschern, das monotone Rauschen der rinnenden Wellen.

„Das Wasser! . . . die Stimme des Wassers!“ . . .

Ein eisiger Schreck durchfuhr die zitternden Glieder des Mannes; er schlug die Hände vor das erblaßte Gesicht und schwankte, wie ein Trunkener, der Stadt entgegen.



Am folgenden Abend war es. Aus einem stolzen Hause, das in einer der belebtesten Straßen lag, leuchteten die Fenster mit strahlendem Lichterglanz in den dunklen Abend hinaus. Und drinnen im

brunfvollen Saal, an langer Tafel, saß eine ge-
pugte, plaudernde, lachende Gesellschaft. Vor der
Mitte des Tisches saß ein schönes blasses Mädchen.
Man sah es ihrem gezwungen lächelnden Gesichtchen
an, daß dieser Abend ihrem Herzen keine Freude
war. Sie saß zwischen ihrem Vater und dem Manne,
dessen Namen sie in Bälde tragen sollte. Ein selts-
amer Gast, dieser Mann mit dem fahlen Gesichte,
mit den hohlen, scheuen Augen. Wohin er auch
blicken mochte, überall laß er Verwunderung und
stummes Fragen von den Mienen der Gäste.

„Was ist Ihnen, Gregor? Wie kommen Sie
zu diesem Gesichte?“ hatte ihn, als er den Saal
betreten, der Vater seiner Braut erschrocken gefragt.

„Mir ist nicht wohl . . . die Erregung . . . das
Übermaß des Glückes . . .“ so hatte er gestammelt,
und dabei waren sie vor ihm aufgetaucht, all die
schauervollen Stunden der verwichenen Nacht und
des vergangenen Tages, all diese Stunden mit
ihrem Zittern und Bangen, mit ihrer Angst und
ihrem Grausen, mit ihrer kraftzernagenden Ge-
wissensqual. Dann hatte er sich an die Tafel gesetzt
und hatte Glas um Glas geleert, in gierigen
Zügen, um Blut in seine Wangen zu treiben, Blut

in seine Adern. Doch je mehr er trank, desto eifriger fühlte er die Schauer, die über seinen Nacken jagten, desto schwerer wurde sein Blut; nur seine Augen entbrannten immer mehr und mehr, und immer wilder und dämonischer wurden die Bilder, die sich im Wirbel vor seinem taumelnden Geiste drehten.

Nun wurde an ein Glas geschlagen, das lärmende Geplauder verstummte, und der Hausherr erhob sich. Er hielt eine wohlgelegte, mit Selbstbewußtsein getränkte Rede. Er sprach von seinem Reichtum und behauptete, daß er alles, was er besitze, was er geworden, nur sich selbst zu verdanken hätte. Deshalb wüßte er auch die freie Kraft des auf sich gestellten Mannes zu schätzen, und er freue sich, einen jungen Mann gefunden, gleichsam in unscheinbarer Hülle entdeckt zu haben, der ihm gleichkäme an eisernem Fleiße, zäher Ausdauer, resolutem Mute und kühner Energie, einen jungen Mann, der eine goldene Zukunft hätte. Und er wüßte das Gewicht seines Hauses nicht besser zu stützen, als durch die Schultern eben dieses jungen Mannes — und wüßte das glückliche Geschick seines einzigen, vielgeliebten Kindes nicht

besser zu sichern, als indem er es mit dem Geschehe dieses Vielversprechenden verknüpfe.

„Und so bitte ich Sie, meine verehrten Gäste, das Glas zu erheben und mit mir anzuklingen auf die glückliche Verlobung meiner Tochter Ella mit meinem lieben jungen Freund Gregor . . .“

Die Gläser klangen und lärmender Jubel füllte den Saal. Rasch aber dämpfte sich diese Bewegung wieder; man schien zu erwarten, daß der Bräutigam spreche.

Gregor aber saß in seinen Stuhl gedrückt und starrte wie geistesverloren ins Leere.

„Gregor? . . . Nun?“ mahnte sein väterlicher Gönner und klopfte ihn auf die Schulter.

Da fuhr er auf, schaute mit brennenden Augen um sich und schien zu verstehen, was man von ihm verlangte. Er tastete nach dem vollen Glas und begann zu sprechen, mit lallenden Worten. Was er sprach, schien der Anfang einer memorierten Rede, aber er stockte, verwirrte sich, begann von neuem . . .

Die Gäste sahen sich an, an den Enden der Tafel hörte man sie wispern, dann wieder folgte drückende Stille. Einem der Gäste mochte es zu



. . . mit klaffenden Lippen, mit gebrochenen Augen sank er
rüdlings über den Stuhl.

heiß im Saale sein, er wischte sich die Stirne und griff nach einer großen Krystallflasche, um sein Glas mit Wasser zu füllen . . . und das gluckste und gurgelte. . . .

Gregor verstummte in seinem gebrochenen Lallen, seine Augen quollen auf, und lauschend zog er den Kopf zwischen die Schultern, während er murmelte: „Das Wasser . . . die Stimme des Wassers!“

Kraftlos sank ihm die erhobene Hand, und so verschüttete er den Wein, der plätschernd auf die Dielen rann . . . und in dieses Plätschern mischte sich das dumpfe Rauschen des Regens, der draußen niederging.

Nischfahle Blässe deckte Gregors Gesicht, jedes Glied an ihm begann zu zittern, und in gellenden Tönen schrie er auf: „Das Wasser . . . das Wasser kommt! Und sie . . . sie kommt mit ihm! Die Thüren . . . schließt die Thüren! Laßt sie nicht ein . . . nicht in den Saal . . . was sie sagen kann, ist Lüge . . . ich hab' es nicht gethan . . . ich nicht. Sie hat . . . ich . . . bitte . . . laßt euch erbitten . . . die Thüre, schließt die Thüre . . . sie kommt . . . dort . . . seht ihr sie nicht . . . da ist sie schon — — wie

ihre Augen glühen, wie ihr Gesicht mich angrinst, wie ihre Haare triefen! Was willst du . . . fort jag' ich . . . fort . . . oder . . . da du dich nicht ersäufen ließeest, will ich dich erschlagen . . . fort . . . fort . . .“

Schreiend hob er den Arm und über die Tafel weg, in weitem Schwunge, warf er den Champagnerfisch gegen die Thüre, an deren Brettern das dünne Glas mit schrillum Klang in Scherben auseinanderplitterte.

Totenstille herrschte im Saal, Entsetzen und Grauen malte sich auf allen Gesichtern. Mit gläsernen Blicken starrte Gregor umher, er schien aus seinem Rausch, aus seinem Wahnsinn erwacht, er schien sich zu fassen, schien zu begreifen, was er gethan — — „die Stimme des Wassers!“ raunte er tonlos vor sich hin — dann griff er mit beiden Händen in die Luft, ein Röcheln quoll aus seinem Munde, und mit klaffenden Lippen, mit gebrochenen Augen sank er rücklings über den Stuhl.

Ein wüster Tumult erhob sich. Einer der Gäste, ein Arzt, warf sich über den Gestürzten, riß ihm die weiße Kravatte vom Halse, zerrte das Hemd auseinander — und schweigend standen die anderen

umher, bis der Arzt sich erhob. Da sahen sie
blaffen Ernst in seinen Zügen.

Er sprach kein Wort; er zuckte nur die Achseln
und ließ die Hände fallen.



Im Höllentobel.

Eine Geschichte aus der Sommerfrische.

1887.



In die Fremdenliste des trefflichen Gasthauses, das den Mittelpunkt des hübschen Gebirgsdorfes bildete und die Crème der anwesenden Sommerfrischler unter seinem Dache vereinigte, hatte er sich folgendermaßen eingezeichnet: Frik, Bar. Wegerich. Das sollte nun freilich nur Frik Bartholomäus Wegerich heißen, aber das verschmigte Komma und die scheinheilige Abkürzung des zweiten Taufnamens zeigten die unverkennbare Absicht, unseren gut bürgerlichen Helden einer

stempel- und gebührenfreien Mobilisierung zu unterziehen. Bei den gefälligen Wirtzleuten und ihren klugen Kellnerinnen, wie auch bei einigen harmlosen Gästen war diese Absicht von guter Wirkung, und diese Gläubigen lehrten sich wenig daran, daß sich auf vielen Lippen immer ein gar merkwürdiges Lächeln zeigte, so oft vom „Herrn Baron Wegerich“ die Rede war. Er selbst lächelte dazu recht gnädig und zufrieden und trug den Kopf so stolz erhoben, als fühle er kaum den Druck der ihm durch Kommas Gnaden verliehenen Adelskrone.

Gleich in den ersten Tagen seiner Anwesenheit kaufte er sich in den Ausschuß des Verschönerungsvereins ein, ernannte sich aus eigener Machtvollkommenheit zum maitre de plaisir der Fremdenkolonie und war überall dabei, wo es, besonders in Gegenwart der zwei schmucken Wirtzstöchter, ein großes Wort zu führen gab. Selbstverständlich war er auch ein großer Bergsteiger und leistete das Unglaublichste in haarsträubenden Kletterpartieen. Derartige Partieen führte er aber stets ohne Führer und ohne Zeugen aus, und man hätte nie von ihnen Kunde erhalten, wenn er nicht selbst am Wirtzhaustische mit gruseligen Schilderungen bemüht

gewesen wäre, seinen schwer genagelten Schuhen den verdienten Lorbeer zu flechten.

Er war ein leidlich hübscher Bursche und hätte, von seinen sonstigen Eigenschaften abgesehen, einem Mädchenauge wohl behagen können. Durch die Maskerade aber, in welcher er sich gefiel, machte er sein Aussehen zu einem recht merkwürdigen: halb Tirolersjäger, halb Don Quixote im Touristenkostüm. An den edlen Ritter von La Mancha erinnerte er besonders durch seine schwächliche Gestalt und den kühnen Spitzbart, welcher letzterer ihm auch den Scherznamen „Spitzwegerich“ eingetragen hatte. Bei den Dörflern hieß er schlichtweg „der Fex“, und außerdem hatte er noch den Spitznamen „Echo-Kolumbus“. Die Bestrebungen, um derentwillen unser Held mit diesem Titel belegt wurde, verwickelten ihn schließlich in ein Abenteuer, das er wohl all seiner Lebtag nicht vergessen wird.

Baron Wegerich war nämlich von einer fast krankhaften Sucht erfüllt, Landschaftspunkte mit mehrfachem Echo zu entdecken. Das Instrument, dessen er sich bei solchen Entdeckungszügen bediente, war ein schwerer, gediegener Revolver. Auf jeder seiner Wald- und Bergwanderungen verknallte er

ein Duzend Patronen — zum Schrecken des Wildes und zum ganz besonderen Ärger des Forstpersonals. Die pflichttreuen Jäger raunten sich totmüde, so oft sie einen Schuß im Walde hörten, und wenn sie

dann an Stelle des vermeintlichen Wilddiebes den Echo-Kolumbus mit seinem Revolver fanden, blieb ihnen nichts anderes übrig, als sich durch gesunde Grobheiten für ihre Plage zu entschädigen. Spitzwegerich erhielt deshalb eines Tages vom Förster eine scharfe Verwarnung. Vielleicht hätte er auch auf dieselbe gehört, wenn ihm nur die „dumme Schießerei,“ nicht gerade in Gegen-



wart der zwei jungen Forstgehilfen und der beiden Wirtstöchter aufgemußt worden wäre. So aber meinte er vor den zwei Mädchen, die er, abermals zum Ärger der Jäger, mehr als zulässig mit Liebenswürdigkeiten bedachte, sein Aussehen wahren zu müssen, und fertigte die Warnung des Försters mit hochmütigem Lächeln ab.

Einige Wochen vergingen, und in der Absicht, die Jäger nun erst recht zu ärgern, verknallte

Spitzwegerich die doppelte Anzahl von Patronen. Immerhin beobachtete er dabei eine gewisse Vorsicht. Nach jedem Schusse lief er davon, so weit ihn seine Füße trugen, oder hielt sich lange Stunden in dichtem Gebüsch verborgen, wobei er häufig hören konnte, wie die in seiner Nähe suchenden Jäger sich in nicht sehr schmeichelhaften Reden mit seiner werthen Person beschäftigten.

Da geschah es nun einmal, daß unser Baron auf einer seiner Entdeckungsreisen hoch oben im Bergwald von einem schweren Gewitter überfallen wurde. In einer Holzerhütte fand er willkommenen Schutz vor dem strömenden Regen. Stunde um Stunde verrann, aber das Strömen und Gießen wollte kein Ende nehmen — und während der Hunger unseren Helden gerne nach Hause getrieben hätte, hielt ihn das Bedenken zurück, daß seine so schön mit grüner Seide gestickte Lederhose in gar üblem Zustande aus so grober Wäsche hervorgehen möchte. Erst gegen Abend ließ der Regen nach, und als Spitzwegerich aufatmend aus der Hütte trat, äußerte er seine Freude über die endliche Erlösung durch Abfeuerung von zwei Revolverschüssen. Dann schickte er sich zum Heimweg an. Kaum

aber war er ein paar hundert Schritte niedergestiegen, da hörte er näherkommende Tritte und halblaute Stimmen:

„G'wiß is das wieder kein anderer g'wesen, als wie der Fex!“

„Gott bewahr', der bleibt bei so einem Wetter schon lieber im Wirtshaus sitzen! Da hat a Wilderer g'schossen, wirßt es sehen . . . und nur an Rührer wenn ich merk' im Wald, so gieb ich Feuer!“

Spitzwegerich erblaßte, suchte sein Heil in rascher Flucht, und da es ihm nach den erlauchten Worten im Walde nicht mehr geheuer war, flüchtete er zurück zur Holzhütte. Hier stand er zitternd im Dunkel und hörte, wie draußen die Jäger ankamen, wie sie von den aufgefundenen Fußspuren sprachen, und wie sie beschloßen, vor der Hütte auf den „Lumpen“ zu passen, der hier vorüber müßte, da er keinen anderen Rückweg hätte. Die Stunde, welche nun verging, erschien dem Gefangenen bei seinem ratlosen Bangen wie eine Ewigkeit. Als er endlich zu dem Entschlusse kam, sich den Jägern auf Gnade und Ungnade zu überliefern, hatte sich, bei dem schwer bewölkten Himmel, bereits

stodfinstere Nacht über Wald und Berge gesenkt. Mit schwankender Stimme rief er seine Wächter an und schrie, da er draußen einen Flintenhahn knacken hörte, stotternd seinen Namen. Daraufhin entwickelte sich vor der Thüre folgendes Zwiegespräch:

„Welt, ich hab's gesagt . . . es is der Fex!“

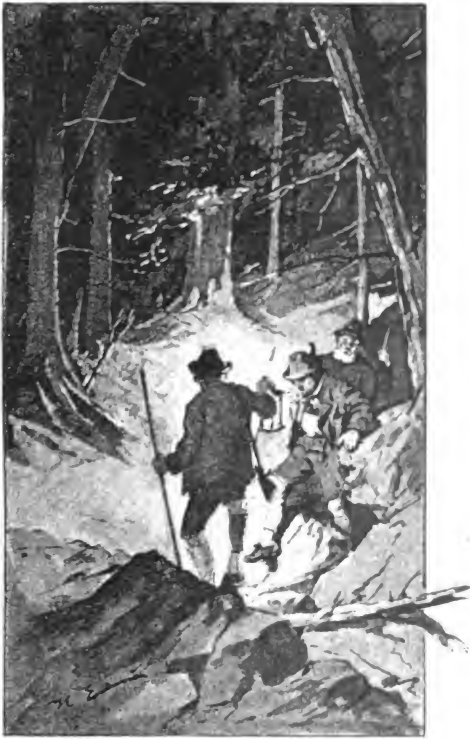
„Und ich glaub's net! Ich sag', es is a Lump, der dem Fexen sein' Stimm' nachmacht, weil er meint, wir lassen ihn gleich laufen.“

„Ja, ja, kannst schon recht haben. Und wenn wir ihn zur Thür' 'rauslassen, brennt er uns gleich eins 'nauf. Aber wie sich an der Thür' was rührt, lass' ich's krachen.“

„Und ich hab' gute Lust und schieß' ein' Kugel um die ander' zum Fenster 'nein — eine erwischt ihn schon.“

Bei allen Heiligen begann Spitzwegerich seine Identität zu beschwören. Nach längerem Parlamentieren wurde der Frieden unter folgender Bedingung geschlossen: der „Herr Baron“ sollte in der Hütte Feuer machen, damit ihn die Jäger beim Schein der Flamme zu erkennen vermöchten. Durch das Fenster warfen sie ihm ein Bündholz-

büchsen zu, und Spitzwegerich stieß sich, während er im Finstern darnach suchte, Kopf und Arme an alle Ecken. Endlich gelang es ihm, Licht zu machen, und die Jäger, welche bereits über die Person ihres Häftlings beruhigt schienen, traten ein. Sie spannten die Gewehre ab, welche Spitzwegerich mit etwas scheuen Blicken betrachtete, und setzten sich auf den Herd, auf welchem die dürren Späne lustig brannten. Die Jäger schnitten zwar finstere ärgerliche Gesichter, dennoch aber schien es, als hätte die Angst, die der „Herr Baron“ ausgestanden, und seine beschämende, unangenehme Lage so etwas wie Mitleid in ihnen erweckt. Schießlich erboten sie sich sogar, ihn nach Hause zu führen, damit er nicht hungrig und ohne Lager die ganze Nacht in der elenden Hütte verbringen müßte. Spitzwegerich zeigte allerdings geringe Lust zu einem Abstieg in dieser pechschwarzen Nacht, er wäre lieber bis zum Morgen in der Hütte geblieben — doch als die Jäger meinten, daß für einen so berühmten Bergsteiger, wie der „Herr Baron“, ein nächtlicher Marsch durch den gefahrlosen Wald eine Kleinigkeit wäre, ließ ihn die Eitelkeit verstummen. Auch tröstete ihn die Laterne,



Die Jäger schienen einen näheren Weg einzuschlagen.

die einer der Forstleute aus seinem Rucksack zum Vorschein brachte.

Voraus der Jäger mit der Laterne, hinter ihm der recht schweigsame Echo-Kolumbus, dann der andere Jäger, so traten sie den Heimweg an. Die Jäger schienen einen näheren Weg einzuschlagen, denn sie verließen bald den ausgetretenen Steig und bogen seitwärts in den Wald. Das war ein bitterer Marsch! Über Stöcke und Wurzeln, über bemooste Felsblöcke, durch Gräben und Löcher, durch triefendes Dickicht und über zahllose Windbrüche ging es dahin in unbehaglichem Wechsel. Dazu gaben sich die Jäger, als gingen sie die schönste Straße, die in der Welt nur zu finden wäre. Der arme Spitzwegerich aber dampfte vor Schweiß, sein zierliches Tirolergewand troff vor Nässe, seine Kniee zitterten vor Müdigkeit, aber er hatte nicht den Mut, eine kurze Rast zu verlangen oder gegen den Weitermarsch auf solchem Wege zu protestieren.

Und plötzlich, gerade als sie mitten zwischen großen, kantigen Felsblöcken standen, erlosch die Laterne, und sie waren von einer Finsternis umgeben, in der man die Hand nicht vor den Augen sehen konnte.

„Teufel noch amal . . . jezt is's gut!“ brummte der Jäger, der die Laterne getragen hatte.

„Ja was machst denn?“ grollte der andere.

„Ich kann nix dafür, die Kerzen is mir 'raus g'fallen!“

Wohl eine halbe Stunde suchten sie vergebens nach der Kerze.

„Es hilft nix, die is nimmer zum finden. Jezt müssen wir uns halt heim greifen.“

Blaudernd tappten sich die beiden Jäger durch die Finsternis weiter, bald aufwärts, bald abwärts, bald links und wieder rechts. Spizwegerich stolperte hinter ihnen nach, manchmal stöhnte er laut — er mochte wohl Ursache dazu haben — oder rief wohl auch, wenn er eine Strecke zurückgeblieben war, seinen Führern mit weinerlicher Stimme zu, sie möchten doch ein Weilchen auf ihn warten. Das thaten sie auch immer, an schlechteren Wegstellen stützten sie ihn mit ihren Armen und trösteten ihn dabei mit der Versicherung, daß der Wald jeden Augenblick zu Ende sein müßte. Das traf auch, freilich nach etwas länglichen Augenblicken, richtig ein. Spizwegerich atmete erleichtert auf; sie mußten ja bereits die Thalsohle erreicht haben, denn

man konnte schon aus nächster Nähe das Rauschen des Baches hören, der am Dorfe vorüberfloß. O bittere Enttäuschung! Kaum hatten sie den Wald verlassen, da gerieten sie, nach kurzem Marsch über ebenen Wiesengrund, in wirres Gebüsch. Ein paar-mal ging's im Kreis umher, aber es wollte sich kein Ausweg aus dem triefenden Gezweige finden lassen.

„Halten S' Ihnen nur fest an mir an und machen S' allein kein' Schritt nach rechts oder links,“ ermahnte einer der Jäger den Baron, „sonst könnten S' am End' in a Loch wo 'neintreten und an Haxen brechen!“

Erstrocken klammerte sich Spitzwegerich an den Wettermantel seines Führers, und sein Schrecken steigerte sich noch, als er jählings den anderen Jäger rufen hörte:

„Sakra! B'ruck, sag' ich . . . g'rad vor uns geht a Wand 'nunter!“

Da standen sie nun ratlos stille, bis nach einer Weile Spitzwegerich's Führer kleinlaut fragte: „Jetzt weiß ich net . . . wo müssen denn wir da hing'raten sein?“

„Aber ich . . . ich kenn' mich jetzt aus!“ erwiderte der andere mit unheimlicher Dumpsheit.

„Hörst denn 's Wasser vor uns net rauschen! Die Wand und 's Wasser . . . wir steh'n ja heilig mitten drin im Höllenkobel!“

„Im Höllenkobel?“ zitterte es von Spitzwegerichs Lippen, und ein eisiger Schauer rann ihm über den Rücken. Er kannte ja den Höllenkobel, diese wilde, pfadlose Schlucht, in deren Tiefe ein grundloses Wasser rauschte. Ein falscher Tritt auf dem Rande dieser Schlucht bedeutete den sicheren Tod.

„Jetzt bleibt's nur hocken auf'm Fleck und halt's euch mit alle Händ' an die Äst' an,“ mahnte der Jäger, der die entseklliche Entdeckung gemacht hatte, „ich schau derweil, ob ich den Ruckweg net wieder find'.“

„Na, Sepppl, bleib lieber da bei uns. Man weiß ja in der Finsternis nimmer, was oben und unten, was rechts und links is! Bleib' da, Sepppl . . . wie leicht kann dir was passieren.“

Sepppl aber merkte nicht auf diese warnenden Worte. Die beiden Zurückbleibenden hörten ihn durch die Büsche rascheln, dann plötzlich vernahmen sie ein kurzes Polstern, einen klatschenden Fall — ein markerschütternder Schrei durchgellte die Nacht

— dann war nur noch das Rauschen des wilden Bergbaches zu hören.

„Jesus Maria . . . mein Kamerad!“ schrie der Jäger, welcher bei Spitzwegerich zurückgeblieben, und ohne der Gefahr zu achten, die ihm augenscheinlich drohte, stürzte er durch die Büsche davon, der Richtung zu, aus welcher der gräßliche Schrei geklungen war.

Mit zitternden Händen an die Zweige geklammert, saß Fritz Wegerich in dem nassen Gebüsch. Er fühlte, wie ihm vor Angst und Grausen die Haare zu Berge standen. Jeden Augenblick meinte er die Erde unter sich weichen zu fühlen, und dennoch wagte er sich nicht zu regen. Unheimliche Bilder gaukelten vor seinen Augen durch die schwarze Nacht. Bald sah er sich zerschmettert an einem Felszacken hängen, bald sah er sich ertrunken im gurgelnden Wasser liegen und sah die gefräßigen Forellen an seinem Fleische nagen. Unter Thränen verfluchte er seinen Echospott und seinen Revolver, die ihn zusammen in diese furchterliche Lage gebracht und einen pflichtgetreuen Jäger, vielleicht auch noch seinen hilfbereiten Kameraden, um das junge Leben betrogen hatten.

In qualvollen Minuten verrann ihm die Zeit, mit hämmerndem Herzen lauschte er in die finstere Nacht, in das monotone Rauschen, aber keiner der Jäger kehrte zurück, er hörte keinen Schritt, keinen Ruf, keinen Laut.

Er sehnte in seiner Hilflosigkeit den Morgen herbei, und dennoch hatte er wieder Angst vor der Aufregung, die derselbe über das ganze Dorf bringen mußte, vor den Verwünschungen, die sich auf seinem schuldigen Haupte sammeln würden.

Schon graute der Morgen, und noch immer fand er nicht den Mut, sich zu bewegen. Er suchte durch die Büsche zu spähen, aber das dichte Laub wehrte seinen Blicken jeden Ausweg. Erst als es völlig Tag geworden, versuchte er zitternd sich aufzurichten. Langsam tauchte er mit dem Kopfe über das Gebüsch empor — — und da riß er die Augen auf, daß ihm die Lider fast zu schligen drohten.

Die Haselnußstauden, die ihn umgaben, standen mitten in der schönsten Wiese; kaum zwanzig Schritte vor ihm rauschte der friedliche Bach in seinen niederen Ufern — und über dem Bache drüben erhob sich das blinkende Wirtshaus, auf

dessen Hausbank die beiden Jäger saßen, die ihm lachend zuwinkten mit ihren grünen, federgeschmückten Hüten. Vor ihnen stand die jüngere der zwei blonden Wirtstöchter, und während sie kichernd die Arme in die Hüften stemmte, kam die Schwester mit dem dampfenden Kaffee aus der offenen Thüre.

Bei diesem Anblick stieg unserem Helden etwas auf die Zunge, so bitter wie Galle. Auf weitem Umweg schlich er sich durch die Hinterthür ins Haus, entledigte sich der nassen Kleider, kroch ins Bett und ließ sich heißen Thee bringen.

Gegen Abend aber packte er seinen Koffer, und in der Dämmerung verließ er das Dorf auf Nimmerwiedersehen.



Die schwarze Rose.
Ein Pfingstmärchen.

1888.



Am Ufer eines schönen, weltentlegenen Sees, der in meilenweiter Runde von dunklem Tannenwald umzogen war, stand vor vielen Jahren das kleine freundliche Haus eines armen Fischers. Vier Leute hausten miteinander unter dem mürben Strohdach, Meister Konrad mit seinem Weibe, die alte Sanna, des Fischers greise Mutter, und der junge Dietl, sein zwanzigjähriger Sohn. Einige Köhler, deren Hütten zerstreut im Walde standen, waren ihre einzigen Nachbarn, ihr ganzer Umgang. An jedem Sonntag Morgen wanderten sie

einem nahen Berge zu, auf welchem Vater Crispus, ein alter Einsiedel, ein Blockhaus bewohnte und ihnen in der aus Baumstämmen gefügten Kapelle die Messe las. Ein paarmal des Jahres kamen Händler aus der fernen Stadt und brachten dem Meister Konrad zum Tausch für seine gedörrten, geräucherten und gesalzenen Fische allen Bedarf seines Hauses. Alljährlich im Herbst kam der Burgherr von seinem entlegenen Schlosse, um hier im Walde zu jagen. Das waren Festtage für Dietl. Vom Morgen bis zum Abend schritt er in pfadloser Wildnis dem Troß voran, um den Jägern die Schlupfwinkel der Raubthiere und die besten Standplätze der Sauen und Hirsche zu zeigen.

Der Ritter fand Gefallen an dem flinken und mutigen Burschen, der den Wald wie seine Tasche kannte und einem hauenden Schwein mit dem kurzen Fischermesser lachend auf den borstigen Leib rückte. So hätte er den Jungen gern unter die Schaar seiner Troßknechte eingereiht, aber Meister Konrad wollte davon nichts wissen. Ihn plagte manchmal das Zipperlein, und da er oft durch lange Wochen den See nicht befahren konnte, wie hätte er da seinen Gesellen schwer vermißt! Und

dann, er gestand es nur nicht, der Anblick des Knaben that dem Alten wohl.

Dietl war anzusehen, wie ein junger, lenzgrüner Eichbaum, so kräftig und schlank gewachsen. Treuherzig leuchteten die blauen Augen aus dem hübschen, sonnverbrannten Gesichte, das die braunen Locken umschlossen hielten gleich einem dunklen Helm. Wohl erwachte in ihm zuweilen die Sehnsucht nach der Welt da draußen vor dem Walde, er schmollte mit dem





Vater, aber wenn der Lärm und Rausch der Jagdtage verklungen war, dann kam sein junges, genügsames Herz bald wieder ins Geleise. Dann war er gerne wieder daheim, draußen auf dem See, wo er mit Netz und Angel, im Walde, wo er mit der Armbrust zu thun hatte, um sich und den Seinen die Nahrung für alle Tage, das wärmende Rauchwerk für den harten Winter zu schaffen. Er war ein guter Jäger, ein guter Fischer, war beides oft zu gleicher Zeit, denn wenn er bei grauendem Morgen den Einbaum durch das Röhricht steuerte, um die Stellneze nachzusehen, hatte er stets die gespannte Armbrust an der Seite, um einen aufsteigenden Reiher oder einen freischend abstreichenden Fischadler mit sicher treffendem Pfeil zu erlegen.

Nun war es an einem lauen, herrlich schönen Maienabend. Ein goldigroter Schimmer der untergehenden Sonne lag über Wald und See gebreitet. Rings um das Fischerhaus dufteten die jungen Blumen, und ein Schwalbenpärchen, das sich einnistet, zwitscherte auf dem Dache, während die

nahe Quelle leise murmelte, in geheimnisvollem Selbstgespräch. Und just, als möchte sie diese dunklen Sprüche deuten, so saß die alte Sanna, an einem Rege sückend, lauschend auf der steinernen Hausbank und rührte manchmal flüsternd die Lippen.

Da kam Dietl über die Wiese vom See herauf. Er machte ein recht verdrossenes Gesicht, und es war auch leicht zu erraten, weshalb. Man durfte nur die zwei messerlangen Fischlein betrachten, die er an einer dünnen Gerte in der Hand trug. Das war die Beute des ganzen langen Tages. Meister Konrad trat unter die Thür, fürchte die Brauen und schalt. Er hätte am kommenden Morgen dem Vater Crispus so gerne zur Feier des heiligen Pfingsttages einen stattlichen, zappelnden Hecht gebracht. Deshalb war es dem Jungen selber auch doppelt leid, daß er einen so armseligen Fang gethan. Mit finsternen Augen starrte er vor sich nieder und schlenkerte die Gerte mit den zwei daran hängenden Schwänzlein um die Beine. Die Großmutter aber nickte ihm tröstend zu und sagte: „Laß gut sein, Dietl! Kann der Vater dem Vater Crispus morgen keinen Hecht bringen, so soll er ihm zu Johanni einen schönen Lachs

hinaustragen. Und du kümmer' dich nicht! Wirst auch wieder bessere Tage haben. Hast ja noch immer Glück gehabt! Und wer weiß," fügte sie fichernd bei, „morgen ist Pfingsttag, vielleicht findest du die schwarze Rose . . . dann freilich, dann hättest du ausgesorgt für deiner Lebtag und könntest im Glücke sitzen bis an den Hals!"

Dietl machte große Augen, aber er sagte kein Wort, sondern kehrte an das Ufer zurück, um die Rege zum Trocknen auszubreiten. Doch als es zu dämmern begann, kam er zur Großmutter auf die Hausbank geschlichen und frug mit leise bebender Stimme: „Mutter Sanna, sag mir . . . wie ist das mit der schwarzen Rose?"

Schmunzelnd legte sie den Finger auf ihren welken Mund und schaute vorsichtig über die Schultern zurück, ob nicht etwa Dietls Vater in der Nähe stünde, der die alten Geschichten, welche sie zu erzählen wußte, ein „unchristliches Zeug" zu schelten pflegte. Und richtig, da drüben stand er und scheuerte an einem Boot. Mutter Sanna erhob sich und humpelte, als hätte sie dringend nach irgend etwas zu sehen, ans Ufer hinunter. Dietl verstand die Alte; er folgte ihr, fettete den

Einbaum los, und so fuhren sie hinaus in den dunklen, spiegelglatten See. Im Köhricht hörte man die Unken rufen, leise plätscherte das Wasser unter dem Ruder, Nachtfalter schwirrten, allmählich erwachten die Sterne, und doppelt sah man den Himmel mit seinen tausend leuchtenden Augen, hoch in der Höhe und tief im stillen See. Und Mutter Sanna fing zu erzählen an:

„Es war einmal vor langen, langen Jahren ein junger Königssohn. Der hieß Valder. Er war schön von Gestalt, sein Antlitz leuchtete wie die Sonne, und wie geringelte Lichtstrahlen waren die Goldlocken, die sein Haupt umhingen. Und weil er so schön war und dabei edel und tapfer von Herzen, gewann er sich die Liebe einer guten Fee...“

„Mutter Sanna . . . was ist das, die Liebe?“

„Wart's nur ab, einfältiger Jung', sie kommt schon noch über dich, und dann wirst du sehen, daß sie das Beste und Schönste ist, süßer als Honig, wärmer als die Sonne . . . aber laß mich erzählen. Die gute Fee also, die hieß Frau Zertha und wohnte



in einem wunderbaren Rosengarten. Abendlich verließ der Königsjohn sein goldenes Schloß und sprengte durch den finsternen Wald zu seiner Liebsten und blieb bei ihr, bis am Morgen wieder die Sonne stieg.“

„Und sag, Mutter Sanna, was that er bei ihr?“

„Einfältiger Bub du! Sie waren eben beieinander . . . und . . . und hatten sich lieb.“

„So, wie du mich lieb hast, und ich den Vater?“

„Natürlich, nur ein klein wenig anders,“ ficherte die Alte. „Aber laß deine dummen Fragen jetzt . . . ich will erzählen . . . also . . . in dem Walde, der den Rosengarten der Frau Jertha umgab, wohnte ein garstiger Riese. Der hieß Höcker, weil er einen abscheulichen Buckel hatte. Er haßte alle Menschen, aber in Frau Jertha war er verliebt, und weil sie ihn nicht leiden mochte, schwor er blutige Rache. Er lauerte dem Königsjohn im Walde auf, stieß ihm von rücklings einen Speer ins Herz und verscharrte die Leiche.“

„Der Schurke!“ fuhr Dietl auf. „Hätt' ich ihn nur zwischen meinen Fäusten!“

„Frau Jertha aber stand in ihrem Rosengarten und wartete auf ihren Prinzen Goldhaar, und als die Nacht verging und der Königssohn nicht kommen wollte, fühlte sie gleich in ihrem Herzen, daß ihm ein Leid geschehen wäre. Sie machte sich auf, ihn zu suchen, und ihr Leid war so tief, daß sie nicht weinen konnte. Nur manchmal fiel eine heiße Thräne aus ihren traurigen Augen, und wo sie zur Erde fiel, da wuchs eine schwarze Rose. Frau Jertha ist vor Sehnsucht gestorben und zu ihrem Königssohn in den Himmel gekommen . . . aber die schwarze Rose lebt noch immer, doch blüht sie in jedem Jahr nur einen Tag, am heiligen Pfingsttag . . . und die Leute sagen, wer die schwarze Rose finden könnte, der wäre unter allen Menschen der glücklichste!“

„Und wo, Mutter Sanna, wo wächst die schwarze Rose?“

„Ja, wer das wüßte! Aber die Leute sagen, sie blühe in einem schönen, sonnigen Walde . . . und wem bestimmt wäre, sie zu brechen, der fände von selbst den Weg zu ihr . . . ihm begegne in jenem Walde ein Greis mit silberweißem Bart, und den dürfte er nur fragen: „Hast du die schwarze Rose

nicht gesehen?“ — und dann müsse ihm der Alte den Weg ansagen, ganz genau . . .“ Mit einem ängstlichen Laut schloß Mutter Sanna und fuhr mit beiden Händen nach dem Brette, auf welchem sie saß. „Aber Dietsl . . . was machst du denn . . .“

Mit einem jähen, gewaltigen Ruder Schlag hatte Dietsl den Einbaum gedreht. „Es ist spät, Großmutter, wir müssen schlafen gehen!“ sagte er, und seltsam erregt klang seine Stimme. Eilig ruderte er dem Ufer zu und suchte nach einem kurzen Gutenachtgruß seine kleine Kammer auf. Hier lag er mit offenen Augen, und als es im Hause still geworden, als der Mond mit hellem Schein durch das niedere Fenster leuchtete, erhob er sich leise und zog seine besten Kleider an, die roten, hoch über die Kniee reichenden Strümpfe, die kurzen Beinkleider aus sorgsam geschwärztem Hirschleder, und das braune Wamms, das gleich einem Herrenrock mit dem zarten goldgelben Pelz verbrämt war, den die Edelmarken an der Kehle tragen. Über die Haare stülpte er eine Lederkappe mit den zierlichen Reiherfedern, warf die Armbrust hinter die Schulter und steckte sein Fischermesser in den Gürtel. Da sah er nun in Wahrheit mehr einem ritter-

lichen Knappen gleich, als dem armen Sohn eines Einödfischers. Lautlos verließ er das Haus, und tief aufatmend schritt er hinaus in die stille, helle Mondnacht.

Ruhigen Ganges wanderte er durch den leise



rauschenden Wald, umzittert von den spielenden Lichtern, die das Mondlicht durch die sacht sich regenden Zweige warf. Er achtete nicht des Weges, auf's Geratewohl schritt er dahin, versunken in Sinnen und Träumen — wer auserlesen ist, die schwarze Rose zu brechen, der findet ja ganz von selbst den Weg zu ihr, so hatte Mutter Sanna gesagt. Wie aber dürfte er hoffen, daß unter

Abertausenden gerade er der Begnadigte wäre? Wohl wahr — aber ist es denn eine Sünde, sein Glück zu prüfen? Und hätte er, um diese Probe zu wagen, etwa den nächsten Tag versäumen sollen, um ein ganzes Jahr lang warten zu müssen? Das war der kurze Kreislauf seiner Gedanken — alles andere in ihm war Träumen und Hoffen.

Vier Stunden war er gewandert, als der Wald ein Ende nahm. Nun sank auch der Mond hinter die Berge, und dunkle Nacht verhüllte alles Gefild. Dietl wanderte zu und zu, er kam an Wiesen und jungen Feldern vorüber, im Zwielicht sah er die Zinnen einer Feste ragen, auf breiter Straße schritt er durch ein Dorf, in welchem die Hunde anshlugen, dann wieder Felder und wieder Wald. Einmal ließ er sich zur Raft vor einem Busche nieder, schloß träumend die Augen — und sank in Schummer.

Natürlich fand er im Traum die schwarze Rose. Mit einem Zauchzer warf er sich nieder zur Erde, doch als er sie brechen wollte, stand der Riese Höcker vor ihm, schwang den blutigen Speer, und . . . da erwachte Dietl. Mit staunenden Augen sah er umher. Einen Wald, wie diesen, hatte er in seinem

Leben noch nicht gesehen. Er kannte nur den Tannenwald, den dunklen wilden Forst, in dem nur ab und zu ein Eichbaum seine knorrigen Äste trieb. Und hier war alles Laub, lichtgrünes Laub, durchgoldet von den Strahlen der Morgensonne. Kugelige Bäume wechselten mit lieblichen Gebüschchen, hoch stand das Gras, in bunten Farben blühten die Blumen, und lichte Schmetterlinge gaukelten von Blüte zu Blüte. An jedem Grasshalm, an jedem Blatt und an der Spitze eines jeden Zweiges hing ein winziges Tröpflein, in Farben schimmernd gleich einem Edelstein. Hoch in den Kronen flöteten die Drosseln, und aus den Büschen klang der trillernde Finkenschlag.

Pfingstmorgen!

Dietl rieb sich die Augen; er staunte umher, heftig begann sein Herz zu klopfen — in einem wunderbaren Walde blühte die schwarze Rose, hat Mutter Sanna gesagt — und welcher Wald könnte wundervoller sein als dieser? — Ja, ja, er ist am Ziel, er hat den rechten Weg, er hat das Glück gefunden im Schlaf. Nun hört er Schritte näher kommen — zwischen den Büschen taucht ein alter, graubärtiger Bauer auf, der zur
Ganghofer, Es war einmal . . . 2. Aufl. 16

Kirche wandert — das ist für Dietl „der Greis mit dem Silberbart“ — einen Augenblick stoßt dem Burschen der Herzsschlag, dann aber faßt er seinen ganzen Mut zusammen und fragt: „Hast du die schwarze Rose nicht gesehen?“

„Ei freilich!“ nickte der Alte und deutet mit seinem Stock über die Schulter zurück. „Geh nur so fort noch ein kleines Weilchen und dann das erste Weglein links . . . dort siehst du sie gleich, wo's rechter Hand zu dem Häuschen hineingeht, am Straßenrain.“

„Gott vergelt's!“ stammelte Dietl und rannte davon. Jetzt kam das „Weglein links“, mit brennenden Augen überflog er die beiden Ränder des Pfades — nun eine Biegung — und da verhielt er plötzlich die Schritte; ein schmerzvoller Laut war an sein Ohr geschlagen. Zögernd bog er um einen blühenden Busch und sah am Wegrain ein junges Mädchen sitzen. Ein ärmliches Gewand umhüllte den zarten, knospenden Körper, wie eine schwarze Welle floß ihr das gelöste Haar über den Rücken, sie hielt das Antlitz in die Hände vergraben, und unter heftigem Schluchzen zitterten die schmalen Schultern,



Er sah am Wegrain ein junges Mädchen sitzen.

von denen das Hemdchen ein wenig niedergeglitten war.

„Was hast du, Mädchen . . . sag . . . warum weinst du?“

Da hob sie das Köpfchen und zeigte ihm ein liebliches, nur unsagbar trauriges Gesichtchen, von Thränen überströmt, mit kirschroten Lippen, mit Augen, die auch wie Kirschchen waren, aber wie schwarze Kirschchen. Sie schaute ihn an mit einem langen, stummen Blick, dann wieder schlug sie die Hände vor das Gesicht und schluchzte:

„Mein Vater ist tot, und gestern haben sie mein liebes Mütterlein begraben, und nun hab' ich keinen Menschen mehr und bin allein . . . allein . . .“

Dieses Augen füllten sich mit Thränen; er warf die Armbrust in das Gras, ließ sich an der Seite der Weinenden nieder, redete ihr tröstend zu, sagte, er wüßte wohl eine Heimat für sie und erzählte von seinem schönen See, von seinem dunklen, rauschenden Wald und von dem freundlichen Häuschen seiner Eltern. Sie hatte Vertrauen zu ihm gewonnen gleich beim ersten Blick, seine Stimme klang so warm und herzlich, und als sie ihm erst recht in die guten, treuen Augen sah, begannen

ihre Zähren zu versiegen. Und während sie seinen Worten lauschte, litt sie es gerne, daß er den Arm um ihre Schultern legte und ihre feuchten Wangen streichelte. Als er dann nach ihrem toten Mütterlein frug und sie nun doch wieder leise zu weinen begann, zog er sie zärtlich an seine Brust, küßte ihre Stirne, ihren zuckenden Mund — und immer wieder — und das dünkte ihm süßer als Honig, und ihm wurde so selig warm ums Herz. Da mußte er an die Worte der alten Sanna denken, enger noch zog er das Mädchen an sich und weinte in heller Freude: „Jetzt kenn' ich sie, die Liebe . . . und Mutter Sanna hat recht, sie ist das Schönste und Beste, süßer als Honig, wärmer als die Sonne . . . die Liebe ist über mich gekommen, da ich auszog, die schwarze Rose zu suchen.“

„Die schwarze Rose?“ stammelte das Mädchen und schaute zu ihm auf, errötend unter Thränen. „Das bin ja ich! Mein Mütterlein rief mich Rose . . . und weil mein Haar so schwarz ist, haben mich die Leute die schwarze Rose genannt!“

Er starrte sie an mit großen, glücklichen Augen, dann schrie er jauchzend auf und umschlang sie mit beiden Armen.

„Komm, komm, mein schwarzes Röslein, komm,
wir wollen heime wandern.“

Und Hand in Hand, so schritten sie dahin
durch den blühenden Frühlingswald.



Der Glückjäger.

1886.



Jahre sind vergangen, ohne daß ich mit einem einzigen Gedanken noch seiner dachte. Nun hat mich ein Gesicht, das ich auf der Straße sah, an das seinige erinnert — und wie es der Zufall wollte, wenige Stunden später vernahm ich in fröhlicher Gesellschaft aus dem Munde einer jungen Frau ein Wort, das ich zu hundertenmalen von ihm gehört habe: „Ich hätte gegen den Tod nichts einzuwenden, wenn nur das Sterben nicht wäre.“ Da vermochte ich die so jäh erweckte Erinnerung nicht mehr los zu werden. Während rings um

mich her gelacht, geischerzt und geplaudert wurde, dachte ich Stunde um Stunde unter ernstestem Gedanken nur an ihn. Und als ich zu später Nachtzeit nach Hause kam, suchte ich meine alten, ver-gessenen Tagebücher hervor und begann in ihnen zu blättern.

Ein einziges Blatt nur fand ich, das seinen Namen trug:

„Gestern, am 3. Dezember, ist Johannes von Eggesheim gestorben, ganz plötzlich. Er pflegte jeden Nachmittag zu schlafen und erst mit Einbruch der Dämmerung zu erwachen; dann öffnete er die Thüre und rief nach Licht. Gestern nun wurde es dunkler und dunkler, und seine Mietfrau wunderte sich, daß sie ihn noch immer nicht nach der Lampe rufen hörte; später meinte sie, er könnte doch wohl das Haus schon verlassen haben, ohne daß sie sein Gehen bemerkt hätte; sie betrat also sein Zimmer, um alles für die Nacht in Ordnung zu bringen. Da lag er auf dem Divan, tot, lächelnd im Tode. — Neununddreißig Jahre. Wie kann man sterben mit neununddreißig Jahren! Adieu Johannes! Nun hat's ein Ende mit deinem Suchen! Im Schlafe hat dich der Tod über-

rumpelt, denn er kannte dich, er wußte vielleicht, daß du ihn mit deiner Dialektik hingehalten, daß du ihm haarscharf bewiesen hättest, es läge auch in ihm, dem Tode, nicht das wahre Glück. Vielleicht aber hast du sein Nahen im Traume gefühlt, vielleicht hast du ihm das alles im Traume zu sagen versucht, und er hat dich kopfschüttelnd angehört und hat dir dann mit einem kurzen Worte, mit einem freundlichen „Komm!“ das Gegenteil bewiesen. Denn dieses stille, lächelnde Sterben, Johannes, dieses Hineinschlafen in die ewige Ruhe ist das einzig nachhaltige Glück gewesen, mit dem dein Leben dich im Erlöschen noch bedachte. Drum gieb dich zufrieden mit dieser Ruhe, du von ziellosen Wegen Müder, und schlafe, lieber Freund, und schlafe, schlafe!“

Freund? Eigentlich kann ich nicht sagen, daß wir Freunde waren. Doch war ich ihm gut — vielleicht aber nur gut aus Gewohnheit seines Umganges, ein wenig wohl auch aus Mitleid. Er war nicht der Mensch dazu, um innige Annäherung hervorzurufen und zu ermöglichen: nicht gerade häßlich, aber doch unschön von Gestalt, hölzern und eckig, mit einem bitteren, sarkastischen Zug um die

schmalen Lippen, in der Rede schroff, oft sogar bissig, und auch sonst noch mit Eigenschaften behaftet, die den Verkehr mit ihm zu Zeiten unerquicklich machten. Doch muß er in früheren Jahren wohl anders gewesen sein, denn er ist geliebt worden, einmal mit einer Liebe, die vielleicht sein „Glück“ geworden wäre, wenn er sie durch seine Zweifel sucht nicht verscherzt hätte — und ein andermal mit einer Liebe, die sich ihm erst bekannte, nachdem das Herz, das mit glühender, inbrünstiger Neigung an ihm gehangen, in ungestillter Sehnsucht gebrochen war. Wie er einst gewesen sein mochte, das zeigte sich manchmal, wenn ihm — wie selten aber geschah es! — in traulicher Stunde die verschlossene Seele sprang. In solchen Momenten verschönte sich sein hartes Gesicht, und in feuchtem Schimmer leuchteten seine grauen Augen auf, die sonst umflort und trüb erschienen, wie die Augen eines Blinden. Das sah sich an, wie wenn in wolkenreicher Nacht plötzlich ein Sternenpaar mit rasch wieder schwindendem Glanze durch eine Lücke des wallenden Nebelschleiers niederblitz auf die Erde. So, hab' ich immer gedacht, so muß das Auge des dürstenden Wüstenfahrers aufleuchten

und erlöschen, wenn er in der Ferne die lockende Dase gewahrt, doch schon mit dem zweiten Blicke das grüne Bild als grausamen Trug der Lüfte erkennen muß. Diesen Vergleich hielt ich ihm einmal vor; er nickte dazu und lächelte so eigen.

Seine äußeren Verhältnisse waren vollkommen geordnete. Das Vermögen, welches er von seinen frühverstorbenen Eltern ererbt hatte, war allerdings kaum nennenswert. Doch hatte er bei einem bedeutenden Bankinstitut eine Art von Vertrauensstellung inne, die ihm ein bei seinen geringen Bedürfnissen mehr als genügendes Gehalt abwarf, ihn nur wenige Stunden des Tages beschäftigte und ihm somit reichliche Zeit für seine nach allen Richtungen hin sich verzweigenden Studien gönnte. Mehr als er hatte, wollte er nicht erwerben, mehr als er war, wollte er nicht werden — er war ohne Gewinnsucht und ohne Ehrgeiz. Wenn er von jenen Dingen sprach, die er der Welt und dem Leben abzuringen und abzutrogen hoffte, so war immer nur von inneren, seelischen Gewinnen die Rede.

Glück und Glück, das erschöpfende Bewußtsein des Glückes, eines wandellofen, unverlierbaren Glückes, das volle, durch kein Zweifeln und Bangen

gestörte Genügen an der weisenden Stunde und ihrem Denken und Empfinden, das war es, was er suchte sein Leben lang. Er war ein Glückfucher, und das ist wohl gleichbedeutend mit Schatzgräber. Es gleicht ja das Glück allzusehr dem fetten Weizenkorn, das nach dem Sprichwort bekanntlich nur eine blinde Henne findet. Es ist aber ein Trost für die Menschen, daß jeder einzelne wenigstens einmal in seinem Leben die Wege der blinden Henne wandelt, und wenn er dann mit der Fußspitze anstößt an das im Wege liegende Glück, heißt es hurtig zugreifen und die Augen fest geschlossen halten, denn die Schärfe des offen wägenden Blickes übt auf die Größe des Glückes eine gar unliebsame, schrumpfende Wirkung aus.

Und wenn nun Johannes das Glück nicht fand, so mag es wohl an dem Umstand gelegen haben, daß er es zu leidenschaftlich und stets mit offenen Augen suchte. Geriet ihm auf dieser Suche wirklich einmal ein Etwas, das sich ansah wie Glück, zwischen die gierig zutastenden Hände, dann drehte er den Fund so lange hin und her und betrachtete ihn so lange mit seinen mißtrauisch forschenden Augen von allen Seiten, unter der steten Frage:



Da lag er auf dem Divan, tot, lächelnd im Tode.

„Ist das auch wirkliches, bleibendes Glück, jenes Glück, das ich mir denke in meinen rastlosen Träumen?“ — bis das flimmernde Gold, das er vom Wege gehoben, seinem Blick als wertloses, rostbeflecktes Eisen erschien.

Diese Frage hat ihm den süßen Reiz jeder schönen Stunde verbittert, hat ihm die Freude an seinem reichen Wissen verkümmert und hat ihn um Liebe und Liebesglück betrogen.

Ich hatte über diese längst vergangene Geschichte von verschiedenen Seiten die widersprechendsten Dinge gehört — von ihm selbst aber niemals auch nur ein einziges Wort. Dennoch kam für ihn eine Stunde, die sein ganzes Inneres so gewaltjam empörte, daß er den Sturm nicht mehr in sich zu bergen vermochte, daß er sich aussprechen mußte. Als er damals in mein Zimmer trat, erschrak ich vor seinen verstorren Zügen, vor der fahlen Blässe seines Gesichtes und dem unheimlichen Feuer seiner Augen.

„Was ist Ihnen? Um Gottes willen, sprechen Sie doch, was ist geschehen?“

„Die Schwester . . . ihre Schwester . . . hat sich heute nacht vergiftet.“

„Wessen Schwester?“

Er hob den Kopf und starrte mich mit leeren Blicken an. Dann nickte er heutzend vor sich hin und murmelte: „Annas Schwester . . . die Schwester meiner ehemaligen Braut. Ich dachte, Sie wüßten es, daß ich eine Braut gehabt. Hätten Sie Anna gekannt, Sie würden mich begriffen haben, meinen Zweifel und . . . und alles! Sie war so schön, so bezaubernd schön! Neben mir war sie anzusehen wie ein sonniger Falter neben dem verstaubten Käfer. Ihre Liebe war mein Leben, aber ich wagte mir nicht einzureden, daß ich dieses süßen Geschöpfes würdig wäre, daß ich mein Glück, obzwar ich es gewonnen, mir auch erhalten könnte. Bei ihren zärtlichen Worten überrannen mich Glut und Frost . . . so gerne, ach, so gerne hätt' ich geglaubt! . . . aber bei ihrem traulichen Stammeln meinte ich schon das Wort zu hören, mit dem sie mich einst verstoßen könnte. Dieses Fürchten verließ mich nicht wieder, und ich meinte es nicht nur mir, auch ihr selbst meint' ich es schuldig zu sein, ihre Liebe zu prüfen, bevor ihr Leben untrennbar an das meine gekettet würde. Und . . . da hatte ich einen Freund, schön, reich, ausgestattet

Ganghofer, Es war einmal . . . 2. Aufl. 17

mit allen Gaben eines guten Gottes . . . ich selbst habe ihn auf Anna aufmerksam gemacht . . . ich selbst habe ihn im Hause ihrer Eltern eingeführt . . . und . . . und sie hat die Probe nicht bestanden — — seit Jahren ist sie seine Frau!“

Er schwieg und fuhr sich mit zitternden Fingern über die blasse Stirn, auf der ihm der Schweiß in dicken Perlen stand.

„Ich hab' es vorausgewußt, daß sie mein Glück nicht wäre. Lieben ist ja das geringere Glück, das größere, das wahre Glück heißt: geliebt werden. Sie selbst hat nicht den Mut gehabt, mir den Scheidebrief zu schreiben . . . ihre Schwester hat es gethan . . . diese Schwester. Zwischen den Zeilen ihres Briefes sah ich Spuren von Thränen . . . aber ich sah in ihnen nichts anderes als Verräther ihres Mitleids. Ich meinte ja zu wissen, daß sie mir gut wäre . . . schwesterlich gut. Zu ihr hatte ich Vertrauen, in ihrer Nähe war mir immer so warm, so eigen wohl. Sie zuerst hat meine Liebe für Anna erkannt, und sie zuerst auch hat mir vertraut, daß meine Neigung erwidert würde. Sie hat unsere Annäherung begünstigt, hat unsere heimlichen Wege bewacht, sie war unsere Für-

sprecherin bei den Eltern, und sie . . . sie hat mich auch gewarnt vor meinem Freunde . . . freilich zu spät. Sie konnte mich ja nicht warnen vor mir selbst! Von der Stunde an, in der ich ihren Brief erhielt, hab' ich das Haus ihrer Eltern nicht wieder betreten. Als Anna schon längst jenen andern Namen trug, da hörte ich, daß ihre Schwester krank wäre, daß die Ärzte ihr Leiden nicht zu erkennen vermöchten, daß sie hinsieche von Tag zu Tag . . . es trieb mich zu ihr . . . aber ich hatte nicht den Mut, jene Schwelle noch einmal zu überschreiten . . . und nun . . . nun ist es auch zu spät . . . in dieser Nacht hat sie ihrem Leiden ein Ende gemacht . . . und was sie mir vererbt hat . . . hier . . .“

Seine schluchzende Stimme hatte sich zu freischender Schärfe erhoben; mit ungestümen Händen zerrte er aus seiner Brusttasche ein Bündel Papiere hervor und schob es mir hin.

„Lesen Sie! Lesen Sie!“

Es waren Briefe, vergilbte und frische Blätter. Die zierlichen, weich gerundeten Züge verrieten die Frauenhand. Ich begann zu lesen, und während ich las, stand Johannes vor mir, schweigend, mit schwerem Atem, tief über den Tisch gebeugt, und

feinen Blick seiner heißen, feuchten Augen wandte er von meinem Gesichte.

Es waren Briefe, die Annas Schwester in stiller Nacht an ihn geschrieben, ohne sie ihm zu senden, nur geschrieben, um den Kampf in ihrem Innern zu bezwingen, um das schreiende Weh ihres Herzens zu übertäuben durch das Pathos der Leidenschaft, durch das glühende Stammeln ihres heimlichen Bekenntens. Ich las und las, und wie ein seltenes Wunder enthüllte sich mir das Bild dieses treuen, goldenen Herzens, dieser fast überirdischen Liebe, die ihrer selbst vergaß, um den Geliebten einer anderen in die Arme zu führen.

Als ich das letzte Blatt beiseite schob, legte Johannes seine Hände schwer auf meinen Arm. Ich schaute ihm in die Augen und sagte: „Sie haben viel verloren!“

„Viel? Alles . . . alles!“ schrie er auf. „Sie, diese Schwester, sie hat mich geliebt . . . ich aber . . . ich hasse sie, denn sie hat mich bestohlen um dieses Gut, bestohlen um mein Glück . . . durch dieses Schweigen!“ Stöhnend sank er auf den Stuhl zurück, und wieder bedeckte er das Gesicht mit beiden Händen. Eine stumme, bange Weile verann, dann

sprang er jählings auf, raffte die Briefe zusammen und griff nach seinem Hut.

„Wohin wollen Sie?“ fuhr es mir über die Lippen.

„Wohin ich will, ja, wer mir das sagen könnte! Aber, was ich will, das weiß ich!“ stieß er ingrimmig vor sich nieder, schon unter der offenen Thüre stehend. „Ich will ein Mädchen suchen, das dieser Toten gleicht.“

So ging er von mir. Jahre verrannen, und niemals wieder wurde ein Wort, das an diese Stunde erinnerte, zwischen uns gesprochen.

Er suchte und suchte.

Dann eines Tages ist er gestorben, ganz plötzlich, still und lächelnd, ohne Schmerz und Qual, ohne die nagende Pein, mit welcher das ewige Scheiden von geliebten Menschen die erlöschende Seele des Sterbenden erfüllt. Und was an solchem Tode für ihn das Beste war: er ist gestorben, ohne zu wissen, daß er starb. Er suchte ja das Glück nur in diesem Leben; von einem anderen hoffte er sich keines. Wäre ihm also zu wachender Stunde der Tod genahet, er hätte verzweifeln müssen bei dem Gedanken, daß es nun zu Ende

wäre mit all seiner brennenden Hoffnung auf Glück und Glückeswonne, daß ihm als Gewinn seiner ganzen heißen Sehnsucht nur das kalte, einsame Grab verbliebe und das schwarze, stumme Nichts.

Jedem Menschen kommt eine Stunde des wahren Glückes. Für Johannes war diese Stunde eben die letzte seines Lebens. Dieser stille lächelnde Tod war sein Weizenkorn, das er in des Wortes wirklichstem Sinne blinden Auges fand — und es war gut für ihn, daß er da die Augen geschlossen halten mußte, daß er über die Wahrheit dieses seines einzigen Glückes nicht mehr sinnen, grübeln und klügeln konnte.



Bergfeuer.

1888.



Sie hat Eile, die Cilli. Es dunkelt schon im Thal, über den ragenden Zinnen der Felswände ist der letzte rote Schein des Abends bereits erloschen, am klaren dämmerblauen Himmel flimmert schon der erste Stern. Doch in der Hütte giebt es noch immer zu schaffen. Die Cilli hat flinke Hände, aber noch flinker sind die träumenden Gedanken ihrer Sehnsucht, und in ihrem Herzen zittert die Ungeduld. Nüchterne Arbeit und träumende Ungeduld stimmen schlecht zusammen, eines stört das andere. Was Wunder, daß die Cilli trotz ihrer

flinken Hände just heute, wo sie doch so große Eile hat, mit der Arbeit viel langsamer vom Flecke kam, als an jedem anderen Abend! Und da muß sie jetzt noch diese Mahnung hören, die sie noch mehr verwirrt, noch ungeduldiger macht. Über das weite Amsfeld klingt in ihre Hütte der helle Fodelruf einer weiblichen Stimme. Das ist die Benz von der Nachbarhütte, und ihr Fodler soll fragen: „Ich bin fertig, Cilli, du auch?“

Sie springt unter die Thür, und ouch die dunkelnde Abendluft kann sie gerade noch erkennen, wie ihre Freundin da drüben über den steilen Grasshang emporsteigt, ein mächtiges Bündel auf dem Rücken, und wie sich zu ihr eine zweite Sennerin gesellt, mit einem gleichen Bündel. Der thalwärts ziehende Abendwind trägt das fröhliche Lachen der beiden Mädchen an Cillis Ohr. Unmutig wirft sie die Thür zu und kehrt zu ihrer Arbeit zurück.

„Jetzt aber flink!“

Ein Viertelstündchen noch, und dann ist sie fertig. Mit einem Stricke schnürt sie ein Duzend großer Holzscheite zu einem Paß zusammen und eilt in die Kammer, um ihre Arbeitskleider mit

einem besseren Gewand zu vertauschen. Wie prächtig sie aussieht in dem dunkelgrünen Rocke mit der geblumten Schürze, in dem schwarzen, knapp anliegenden Nieder mit den weißen gebauschten Ärmeln! Und über der schlanken, weichgerundeten Gestalt der hübsche, von schweren Zöpfen umflostene Blondkopf mit dem sanften Gesichtchen, dem kirschroten Munde und den blauen Augen. Kein Wunder, daß sich der Martl bis über die Ohren in die Cilli verliebte.

„Jetzt aber weiter,“ lacht sie und kehrt auf dem offenen Herde noch hastig die glimmenden Kohlen zu einem Häufchen zusammen. Sie legt ein kleines Lederpolster auf den Kopf, hebt das Bündel mit den Scheiten darüber, und so tritt sie aus der Hütte. Es ist schon so dunkel, daß die über das Almfeld zerstreuten Steine kaum noch an einem matten Schimmer zu erkennen sind. Gleich schwarzen Klößen liegen die Kühe im Gras, man hört sie läuen und schmazen, und manchmal rührt sich mit sanftem Ton auch die Glocke. Mit flinken Schritten eilt Cilli jenem Hang entgegen, über welchen die zwei anderen Mädchen emporgestiegen. Da stolpert sie über eine Felschrunde und stürzt

auf die Knie. Mit einem leisen Wehlaut richtet sie sich auf. Eine abergläubische Regung überkommt sie. Hastig schlägt sie ein Kreuz über Gesicht und Brust, dann lächelt sie schon wieder träumend vor sich hin. Sie wird fallen . . . ja . . . aber in die Arme ihres herzlichen Buben!



Ein rötlicher Feuerchein, von finsternem Rauch umqualmt, leuchtet ihr von der Höhe entgegen. Sie beschleunigt ihre Schritte und ist nach wenigen Minuten an Ort und Stelle, auf der höchsten Kuppe des Ansfeldes, welche freien Überblick gewährt über das weite, nachtschwarze Thal. Unter dieser Kuppe, deren Grasboden jählings in eine steil abfallende, von scharfen Schroffen durchrissene Felswand übergeht, liegt der breite Waldkessel, durch welchen der Fußpfad vom Dorf im Zickzack sich emporwindet. Mit lachendem Grufß wirft Cilli ihre Last zu Boden. Ein schmollendes Wort über die Buben, die sich mit dem Kommen auch gar so lange Zeit lassen . . . dann löst sie den Strick von ihrem Bündel und schiebt die Scheite über den brennenden Holzstoß. Das knistert

und prasselt, und aus den züngelnden Flammen sprühen leuchtende Funken empor in die laue Nacht. Da klingt es wie von plaudernden Stimmen aus der Tiefe. Cilli fährt lauschend auf, und da steht sie auch schon an der Rinne der abfallenden Wand und späht mit vorgeneigtem Gesichte hinunter in den Kessel. Aber es ist unmöglich, in diesem Wirrnis von Finsternis und trübem Zwielficht eine menschliche Gestalt zu unterscheiden. Nur jene Stimmen hört sie, immer deutlicher, sie klingen näher und höher . . . und da fliegt ein Schatten von Mißmut und Enttäuschung über Cillis Gesicht . . . es sind nur zwei Stimmen, die sie hört, und Martls Stimme ist nicht darunter.

Die Burschen kommen, es giebt ein Halsen und Küssen, ein Lachen und Nichern ohne Ende . . . und Cilli steht daneben, nestelt mit zitternden Händen an ihrer Schürze und blickt mit feuchten Augen in das lodernde Feuer. Wo ist der Martl? Der Martl? Er muß sich verjäumt haben. Das ist die ganze Auskunft, die sie erhält. Wohl fragt sie noch weiter, aber die beiden Pärchen sind allzuviel mit sich selbst beschäftigt, um für lange Fragen Geduld oder Antwort zu haben. Verdrossen kehrt

ihnen Cilli den Rücken; unweit vom brennenden Holzstoß läßt sie sich auf einen überwachten Felsblock nieder, legt das Kinn in die aufgestützte Hand und starrt unter sehnenenden Gedanken hinaus in die dunkle Nacht.

Sommernacht auf den Bergen! Welch eine Fülle geheimnisvollen und unbeschreiblichen Zaubers liegt in diesem Worte! Du blickst um dich und fühlst dich abgeschlossen von aller Welt, wie inmitten eines gewaltigen Ringes. Und dennoch fühlst du dich so frei, du siehst ja deine Mauern kaum, die Berge, deren Grate mit weichen Linien und einem dunkel verschwommenen Ton sich einzeichnen in den reinen graublauen Himmel. Tiefe Nacht zu deinen Füßen, und über dir die funkelnden Sterne gleich tausend leuchtenden Engelsaugen, die in zärtlicher Freude auf dich niederblicken . . . auf dich allein. Mit sanftem Hauche spielt der frische Wind um deine Wangen, streicht leise über das Gras, im Geschröf der niederstürzenden Felswand hörst du ihn so eigenartig summen und seufzen, mit geheimnisvollem Flüstern zieht er durch die mageren Zweige der Krüppelföhren, um dann im tieferliegenden Walde durch die Wipfel zu rauschen

und zu plaudern, wie der lebendig gewordene Traum der schlummernden Bäume. Diesem Rauſchen, Plaudern, Summen und Hauchen lauſcheſt du, bis es verſchwimmt und verſchwindet in deinem Ohr . . . und dann liegt Stille um dich her, tiefe Stille. Deine Augen vergeſſen das Starren und Schauen in die dunkle Ferne, ſie beginnen nach einwärts zu blicken in dein Herz und deine Seele . . . wechſelnde Bilder tauchen aus deinem Innern und ziehen vor deinem Blick vorüber in ſchemenhaftem Zug. Da ſchreckt dich ein Laut aus deinen Träumen. Was war es? Du weiſt es nicht. Kaum du ihn vernommen, iſt dieſer Laut ſchon wieder verklungen. War es der klagende Ruf eines Vogels? War es ein Stein, der ſich gelöst und wieder einen Schritt gethan auf ſeiner Reiſe zum Thal? War es ein Schrei von Menſchenlippen, welcher, vom Winde verwiſcht, aus der Tiefe klang? War es ein geiſterhafter Laut, in der Luft entſtanden und in der Luft verzittert? Oder hat die Erde geſeußt in ihrem Schlaf? . . .

Es haucht der Wind, vom brennenden Holzstoß rauſcht und lodert die Flamme, leiſes Richern und zärtliches Geflüſter . . . doch Elli hört es nicht, ohne Bewegung, in ſich verſunken, ſißt ſie auf ihrem

Stein, und nur die Lichter und Schatten des Feuers spielen beweglich über ihre Gestalt und ihre Züge. Sie sinnt und träumt, vom Zauber der Nacht umfassen, und ihre sehnsuchtsvollen Blicke schweifen verloren in das finstere Thal. Ein winziger Schimmer, wie von einem zur Erde gefallenen Sternlein, glitzert zu ihr empor. Das muß ein Licht im Dorfe sein . . . vielleicht das Fenster ihrer Mutter . . . oder ein Fenster an ihres Martls Haus. Aber der Martl sitzt gewiß nicht hinter dem Tische, auf welchem jene Lampe brennt. Er ist ja auf dem Wege zu ihr . . . oder . . . oder sollte er . . . aber nein! Sie braucht nur an seine guten, ehrlichen Augen zu denken, um über diesen bösen, närrischen Gedanken zu lächeln. Der Martl! Und nicht treu? Nicht voll von Sehnsucht nach seiner Cilli? Da lächelt sie wirklich, sie sieht ihn ja vor sich, leibhaftig, genau wie damals, als er zum erstenmal unter die Thür ihrer Hütte trat, die Holzart über der Schulter. Wie damals mißt sie mit den Augen die schlanke, stramme Gestalt, sieht das freundliche Lächeln in seinem hübschen, braunen Gesichte und sieht die staunenden Blicke, mit denen er sie betrachtete. Sein treuherziges Wesen, sein

munteres Geplauder, sein helles Lachen, seine fröhlichen Lieder, das alles hat ihr so gut gefallen, gleich an jenem ersten Abend. Und immer wieder ist er gekommen, immer wieder . . . nur heute nicht! Um des lieben Himmels willen, es wird ihm doch kein Unglück geschehen sein . . . oder . . . vielleicht ist er krank, sterbenskrank . . .

Da tönt ein gellender Zauchzer aus dem Kessel herauf, und von der Felswand hallt das Echo eines lustigen Jodlers. Mit einem erstikten Laut fährt Gilli auf. „Er kommt! Er kommt! Er kommt!“ so stammelt sie unter Thränen und Lachen, zerzt ein flackerndes Scheit aus dem brennenden Holzstoß, springt an die Rinne der Felswand vor, wirbelt den Feuerbrand im Kreise und schleudert ihn in weitem Bogen unter einem klingenden Zauchzer in die Nacht hinaus. Gleich einem funkenprühenden Feuerrade saust das brennende Scheit zur Tiefe . . . auf Gillis Lippen aber erstirbt das Zauchzen. Sie hat im Schwunge das Gleichgewicht verloren, unter ihren Schuhen bröckelt das verwitterte Gestein, sie wankt, ihre Füße verlieren den Grund, und mit einem gurgelnden Schrei verschwindet sie in der Tiefe.

Ganghofer, Es war einmal . . . 2. Aufl. 18

„Jesus Maria!“ kreischen die zwei Dirnen auf, sprachlos und mit erblaßten Gesichtern stürzen die beiden Burschen herbei . . . aus dem Kessel aber, seitwärts her vom Steige, singt eine helle, lustige Stimme:

„Die Kindln, dö schlafen schon,
 San so viel brav!
 Mei' Deandl, dö's wart't auf mi',
 Hat no' koan Schlaf!

Im Feld sitzt a Kackl,
 Dös paßt auf a Maus —
 I paß' auf a Bußl,
 Und dö's kimmt ma nit aus!

Denn die richtigen Deandln,
 Dö bussen so gern,
 Und wie mehrer daß' bussen,
 Wie schöner daß' wer'n!“

Mit einem Jodler endete Martl sein Lied, und als er jetzt am Saum der Kuppe auftaucht, vom roten Schein des flackernden Bergfeuers überstrahlt, schwingt er das Hütlein und lacht: „Eilli! Mei' Deandl! Da komm her!“ Aber das Lachen vergeht ihm, als sein Ruf ohne Antwort bleibt, und als ihm die Benz mit verstörtem Gesicht und gerungenen Händen entgegenstürzt.



Nun schiebt er sie liegen, auf einem breiten, grasigen Vorsprung . . .

„Mei' Cilli!“ schreit er auf, seine Blicke irren hinüber zum Rande der Felswand . . . er hat erraten, was die Fenz nicht über die Lippen brachte. Seine Hände greifen in die Luft, seine Kniee drohen zu brechen, er taumelt . . . aber gewaltjam rafft er sich auf, eilt der Felswand zu und schreit mit heiserer Stimme in die Tiefe: „Cilli? Cilli?“

Still, alles still . . . still und finster . . . weit unten nur, zwischen grobem Geröll, leuchtet noch in matter Glut das halb erloschene Scheit.

Schluchzend wirft er Hut und Zoppe von sich, die Mädchen kreischen auf, die Burschen wollen ihn mit Gewalt zurückhalten, aber Martl reißt sich los und läßt sich hinausgleiten über den Rand der Felswand. Da stürzen die anderen zum Holzstoß und kommen mit Feuerbränden zurück. Der grelle, zuckende Schein der wehenden Flammen erleuchtet den schauerlichen Weg, den Martl genommen. Er hängt an einen Felszacken geklammert, nun gleitet er tiefer, fängt sich wieder mit beiden Armen . . . das fürchterliche Wagnis kann nicht gelingen, es ist der sichere Tod, in den er gegangen . . . und dennoch gelingt es ihm. Nun sieht er sie liegen,

auf einem breiten grasigen Vorsprung, regungslos, vom rötlichen Schein des Feuers überzittert. Mit einem stöhnenden Laute sinkt er in die Kniee, unter Schluchzen und Stammeln hebt er ihr blutendes Haupt an seine Brust. Da sieht er ihre Augen offen, ein Lächeln spielt um ihre Lippen, die sich leise bewegen, als wollten sie sprechen . . . ein Seufzer noch, als wäre ihr so wohl an seiner Brust . . . dann strecken sich ihre Glieder, und langsam fällt ihr Haupt zur Seite.

Die Nacht verrinnt, und über den Bergen gräut mit fahlem Lichte der Morgen. Da wird es auf der Alm lebendig. Sie kommen zur Rettung mit langen Seilen und einem großen Tuche. Martl hat dieses Tuch verlangt. Raschelnd gleitet es am Seil über die Wand zu ihm herunter. Er sitzt an den Fels gelehnt, die Tote in seinem Schoß, ihr starres Haupt auf seinem Arme. So hat er ausgehalten die ganze Nacht. Betend bewegen sich seine Lippen, und große Thränen rollen über seine kalfigen Wangen.

Einen letzten Kuß noch drückt er auf Gillis' starre Lippen, dann umhüllt er sie mit dem weißen

Tuch und knüpft die Enden desselben um seinen Hals. Unter den Armen schlingt er das Seil um die Brust, wischt die Zähren aus den Augen und ruft zur Höhe . . . ein einziges Wort nur:

„Auf!“ . . .



Das Schwalbennest.

1887.



Es war um die fünfte Nachmittagsstunde. Die drückende Glut der Sonne begann sich zu sanfter Wärme zu wandeln, und der grelle Glanz ihrer Strahlen ging schon in jenen sanfteren Goldton über, der nach all dem Blendenden des Tages eine Wohlthat für die Augen ist. Die gedrückten

Gräser und hängenden Blätter richteten sich auf, als wüßten sie, daß der Thau des Abends nicht allzulange mehr auf sich warten ließe, und die schmachtenden Blumen auf all den zahllosen Beeten und Rabatten öffneten ihre Kelche, so daß der süße Duft, welcher rings um das schmucke, im zierlichsten Schweizerstil erbaute Landhaus die Luft erfüllte, sich fast zu betäubender Kraft verstärkte. Da war es nur gut, daß manchmal ein frischer Hauch von den waldigen Höhen niederstrich, den schweren Duft verwehte und raschelnd hinwegeilte über das lichtgrüne Frühlingslaub der Bäume und Gesträuche.

So oft ein solcher Luftzug das Haus umwehte, atmete die Frau Baurätin tief auf und lächelte: „Ach, wie das wohlthut! Nicht wahr, Mann? Nicht wahr, Herr Wetter? Das ist so recht erquickend, solch ein Lüftchen!“

Dann brummte der Baurat so etwas wie ein Ja, und der Wetter nickte und strich sich mit der Hand das Haar aus der bleichen Stirne; dazu atmete auch er tief auf, aber das war nicht wie ein erquickendes Athemholen, es war wie ein schwerer, herzbeleckmender Seufzer.

Auf der Schattenseite des Hauses saßen sie

inmitten eines von Blumenbeeten eingefassten Riesrondells um den gedeckten Kaffeetisch. Doch wurde den Tellern nur wenig zugesprochen, so sehr auch die Frau Baurätin mahnen und drängen, so sehr sie auch schmollen mochte in ihrem getränkten Küchenstolz. Auch wollte es ihr trotz aller Anstrengung nicht gelingen, das Gespräch in stetem Fluß zu erhalten. Immer wieder stockte das Geplauder, und lange Sekunden verrannen oft, während welcher die beiden Männer in verlegenem oder verdrossenem Schweigen vor sich niederblickten. Dann hörte man vom Bissendorf herauf undeutliches Stimmengewirr und Rädergerassel, vom fernen Bahnhof herüber das träge Pfeifen einer manövrierenden Lokomotive, aus dem Obstgarten das Kreischen und Schwagen der Sperlinge und manchmal auch das liebliche Zwitschern einer Schwalbe, die sich zu kurzer Rast auf den Dachfirst niedergelassen.

Aus all diesen Dingen suchte die Frau Baurätin neuen Gesprächsstoff zu schöpfen, und besonders viel gab es da von den Schwalben zu reden. Sie machte den Better auf eine Stelle unter dem Gebälk des Daches aufmerksam, an welcher ein Schwalbenpaar sein graues Nestlein baute. Nun



schauten sie alle drei zum Dache hinauf, und es war auch lieblich anzusehen, wie die beiden Schwalben an dem fast vollendeten Neste unermüdlich ab- und zufflogen, als hätten sie irgendwelche recht dringende Ursache, ihr kleines Heim so bald als möglich fertig zu bringen. Mit lächelndem Wohlgefallen bemerkte die Frau Baurätin die Wahrnehmung, wie die zwei Schwalben, wenn sie zuweilen am Neste zusammentrafen, durch ein kurzes, zärtliches Geschmäkel sich für ihren eifrigen Fleiß zu belohnen schienen. Der Baurat hinwieder beobachtete in anderer Weise, und aus diesen Beobachtungen nahm er die Veranlassung, über die „ausgezirkelte Struktur“ solch eines Nestes zu sprechen und sich des Allgemeineren über die „bautechnischen Fähigkeiten“ verschiedener Vogelgattungen zu verbreiten.

Mit geduldiger Aufmerksamkeit hörte der Wetter zu, wobei er jedoch die sorgenvolle Unruhe nicht verbergen konnte, die ihn beherrschte, die

aus seinen Augen sprach und in dem Zucken seiner Lippen, wie in der nervösen Beweglichkeit seiner Finger sich verriet. Die Hausfrau merkte das alles wohl, und immer wieder überhüschte sie mit bekümmerten Blicken das bleiche, abgessene Gesicht ihres Gastes. Wenn dabei seine Augen mit den ihren sich trafen, nickte sie ihm verstohlen zu, freundlich und ermunternd, und dann lächelte er ein wenig und atmete auf, als hätte er aus dem guten Gesichte der runden, behäbigen Frau einen guten Trost gelesen. Doch immer wieder schien dieser Trost ein recht fraglicher für ihn zu werden, so oft er auf den Baurat schaute, auf diesen harten, energischen Kopf, der mit den starren Furchen, den vorspringenden Knochen und dem dicken, abgebleichten Haar sich anjah, als wäre er aus grauem Stein gemeißelt. Wie verschieden waren diese beiden! Der eine mit diesem Kopf, mit der wuchtigen Gestalt in dem schlaffen, commoden Leinenanzug — der andere mit der schanken, geschmeidigen Figur in dem knapp anliegenden schwarzen Rocke, mit dem fein geformten Kopfe, mit dem bleichen, traurig-ernsten, von dunklem Haar und Bart umrahmten Gesichte. Und dennoch sahen

sie sich ähnlich. Ihre Väter waren ja Brüder gewesen. Besonders in den Augen lag die Ähnlichkeit, in diesen großen, klugen, forschenden Augen. Das hatte auch die Baurätin gesagt, als der Better zu Mittag aus der Stadt gekommen war. Und nun wieder, als dächte sie jener Worte, schaute sie bald in die Augen ihres Mannes, bald in des Betters Augen.

Als jetzt der Baurat, der zuletzt von dem kunstvollen Nestbau der Webervögel gesprochen, mit seinen instruktiven Erörterungen zu einem Ende kam, leerte die Hausfrau ihr Täflein und entfernte sich hastig. Mit Cigarren und Feuerzeug kam sie zurück, stellte alles auf dem Tische zurecht und jagte dann: „Nicht wahr, Herr Better, Sie entschuldigen mich schon ein halbes Stündchen? Sie wissen ja, wenn man Gäste bekommt, giebt es allerlei zu schaffen.“

Über das Gesicht des Betters flog eine brennende Röthe, doch brachte er kein Wort über die Lippen; er merkte, daß sie nur ging, um die beiden Männer allein zu lassen. Freundlich nickte ihm die Baurätin noch einmal zu, dann strich sie die beiden Hände über das wulstige Haar ihres Mannes, klopfte ihn auf die Schulter und entfernte sich.

Der Baurat schob seinem Vetter die Cigarrenkiste hin. „Da, Robert, steck dir eine an! Besonders schmecken wird sie dir freilich nicht, du wirst ein feines Kraut gewöhnt sein?“ Dabei lächelte er so eigen — so verlegend für den anderen. „Aber ich . . . ich bin eben in manchen Dingen der Maurer-
geselle geblieben, der seinen Kreuzer umdreht. Theure Cigarren gehen mir noch heute gegen das Gewissen. Aber nimm dir nur eine! Gar so elend wird sie ja doch nicht sein!“

„Ich danke, Gregor, ich rauche nicht.“

„Du rauchst überhaupt nicht?“ staunte der Baurat.

„Nein. Ich habe dir ja davon gesprochen . . . meine Frau ist ein wenig schwach auf der Brust, der Qualm in den Zimmern könnte ihr schaden, und so hab' ich mir seit zwei Jahren schon das Rauchen abgewöhnt.“

Der Baurat schwieg; er wählte sich aus dem Kistchen eine Cigarre und steckte sie in Brand. Die Wahl erwies sich als keine gute, denn die Cigarre kohlte und hatte keine Luft. Verdrossen drückte er mit den Fingern daran umher, bis sie notdürftigen Zug bekam. Dann lehnte er sich schwer in den

Stuhl zurück, schlug den Kopf auseinander, stieß ärgerlich eine dünne Rauchwolke vor sich hin und sagte in hartem Tone: „Na also . . . kommen wir auf die Sache. Ausgesprochen muß sie ja doch einmal werden. Aber ich gestehe dir offen, daß es mir lieber gewesen wäre, wenn du auf deinen Brief hin meine schriftliche Antwort abgewartet hättest. Denn es ist mir peinlich, dir ins Gesicht hinein sagen zu müssen, daß ich dir nicht helfen kann. Ich kann nicht, Robert, ich kann nicht, und es geht nicht.“

„Gregor, ich bitte dich . . . ich habe dir doch geschrieben, was alles für mich auf dem Spiel steht, meine Zukunft, meine Existenz, die Existenz meiner Familie . . .“

Unwillig schüttelte der Baurat den Kopf. „Auf der einen Seite bist du ein Schwarzseher . . . so schlimm wird die Sache nicht ausfallen. Und schließlich, was ist denn auch so Entsetzliches daran, wenn du deine Verhältnisse herunterschrauben und wieder eine Stellung annehmen mußt. Arbeit ist ja keine Schande. Sieh meine Hände an . . . mir sind bis heute die Schwielen noch nicht vergangen. Und auf der anderen Seite schaust du die Sache

wieder zu optimistisch an. Jedenfalls überschätze ich
du meine Lage. Es ist wahr, ich bin vermögend,
habe mich auch im Leben genug darum geplagt.
Ich habe vielleicht auch mehr, als ich brauche . . .
aber man weiß ja nicht, was die Zeit alles bringen
kann. Da könnte es immerhin möglich werden,
daß ich durch die Hilfe, die ich dir leiste, meine
eigene Existenz geschädigt hätte . . . das wirst du
doch nicht verlangen von mir, denn nach der ganzen
Arbeit und Plage meines Lebens hab' ich wohl
ein Recht, meine letzten Jahre in sorgenloser Ruhe
zu genießen. Aber lassen wir das . . . reden wir
nicht von solchen Möglichkeiten. Es ist im Grunde
genommen etwas anderes, was mich zu meinem
Nein veranlaßt. Offen gestanden, Robert, ich glaube
nicht, daß dir meine Hilfe auch wirklich helfen
wird. Wo ein solcher Ruin einmal eingerissen
ist, da geht das unaufhaltjam weiter . . . und . . .
da werf' ich mein Geld lieber gleich ins Wasser,
dann weiß ich doch wenigstens mit Bestimmtheit,
wo es hinkommt. Es geht nicht, Robert . . . es
geht nicht!"

„Weshalb so viele Worte, Gregor? Was ich
hören soll, ist ja doch nur das einzige Nein.“

Ganghofer, Es war einmal . . . 2. Aufl. 19

Robert schwieg, starrte zu Boden und wühlte mit den Fußspitzen im weißen Kies.

Unter einer Anwandlung von Unbehagen rührte der Baurat die Schultern und seufzte. Er wollte sprechen. Aber Robert kam ihm zuvor.

„Ich sehe,“ sagte er mit bitterer, schmerzvoller Stimme, „ich sehe, du hast aus meinem Briefe nichts Anderes herausgelesen, als daß ich Geld brauche. Freilich, für dich ist das genug! Aber was mir an deinem Mein zu allermeist das Herz bedrückt, das ist gerade der Grund, den du dafür angiebst, das ist die schlechte Meinung, die du von mir zu haben scheinst. Du glaubst nicht, daß ich die Kraft besitze, mich wieder emporzuarbeiten . . . du glaubst, daß ich meine Lage selbst verschuldet habe. Und darin thust du mir Unrecht. Ich weiß nicht, ob du dich jener Zeit noch erinnerst, in der ich als junger Mechaniker meine kurzen Urlaubswochen in deinem Hause zu verbringen pflegte. Damals hast du mich so gerne auf die Schulter geklopft und gesagt: ‚Aus dir wird noch etwas, Bertl, du bist ein ganzer Kerl!‘ Und wie ich dann die gute Stellung in der Maschinenfabrik gefunden habe und mir ein Heim gründen konnte . . .

erinnerst du dich noch des Trinkspruches, den du mir auf meiner Hochzeit gewidmet hast . . .“

„Aber mein Gott, ja, ja! Weshalb hast du aber auch die famose Stellung aufgeben müssen? Heute könntest du Direktor sein!“

„Weshalb?“ Und Robert richtete seine großen Augen mit verwundertem Blick auf den Baurat. „Weshalb, Gregor? So jage mir doch . . . weshalb hast denn du vor zwanzig Jahren deine Stellung aufgegeben, um dich als selbständiger Baumeister zu etablieren? Wir beide müßten nicht den gleichen Namen tragen, wenn wir nicht das gleiche, ehrgeizige Streben nach Selbständigkeit in uns hätten. Und schließlich ist es ja doch etwas anderes, mit freier Kraft für sein Weib und die Zukunft seiner Kinder zu schaffen, als lebenslang der geduldige Diener eines Herrn zu bleiben. Es war mir damals auch alles so günstig, die Zeit, die Verhältnisse, der rapide Aufschwung der Elektrotechnik, die rasche Verbreitung des Telephons . . . ich hatte gerade in dieser Richtung so viel gearbeitet und verstand die Sache . . . und als ich noch das vermeintliche Glück hatte, einen leistungsfähigen kaufmännischen Kompagnon zu finden . . .“

„Jetzt erinnere du dich: ich habe dich vor ihm gewarnt!“

„Ja, als es zu spät war. Wie ich damals deinen Brief erhielt, war ich schon gebunden. Und ich gesteh' es auch ein, ich habe dir nicht geglaubt, denn er stellte sich zuerst so tüchtig an. Es ging auch alles zum besten, wir wurden mit Aufträgen überladen . . . und da begann er mich zu übervorthen, und als ich ihm hinter seine Schliche kam, da ließ er mich im Stich, und ich kann wohl sagen . . . eigentlich ist er mir mit seinem Gelde durchgebrannt. Nun bin ich dagefessen . . . aber ich habe gearbeitet wie ein Thier, Tag und Nacht . . . was mir früher an kaufmännischen Kenntnissen fehlte, das hat mich in dieser schweren Zeit die Not gelehrt . . . und es hatte auch den Anschein, als ob es mir gelingen würde, mich vor dem Ruin zu bewahren. Mit jeder Woche ist es aufwärts und aufwärts gegangen . . . ich hatte ja bei den Leuten die Meinung aufrecht erhalten können, als wäre die Scheidung von meinem Kompagnon in aller Ordnung erfolgt . . . und nun plötzlich . . . ich weiß nicht, wie es gekommen ist, aber ich kann mir wohl denken, wer dahintersteckt . . . nun plötz-

lich ist es publik geworden, wie die Sache zugegangen ist. Das hat meinen Kredit erschüttert, von allen Seiten fallen die Forderungen über mich her



... und wenn ich nicht binnen wenigen Tagen Hilfe schaffe, so ist mein schönes, hoffnungsvolles Geschäft zerstört, und ich, Gregor, ich bin ruiniert für das Leben.“

Mit zitternden Händen fuhr sich Robert über die heiße Stirne und drückte die Fäuste an die beiden Schläfe, als könnte er damit das wilde Hämmern seines Blutes ersticken.

Der Baurat saß zurückgelehnt und schaute mit finsternen Augen den Schwalben zu, die emsig an ihrem Neste bauten. Nun schüttelte er den Kopf und sagte: „Was du da gesprochen hast, hat meine Anschauung von der Sache nicht geändert. Es bleibt dir kein anderer Ausweg, als jener, den ich dir schon geraten habe. Du mußt dir den Herrentraum aus dem Kopfe schlagen und mußt dich wieder um eine Stellung umsehen.“

„Und vorher . . . daran denkst du wohl nicht? . . . vorher muß ich die Schande des Bankrotts auf meinen Namen laden!“ fuhr Robert mit erstickter Stimme auf. „Aber, gesetzt den Fall, daß mich die Liebe zu den Meinen das überleben ließe . . . und wenn ich schon die Kraft hätte, wieder von vorne anzufangen . . . aber es hängt noch etwas anderes an dieser Sache. Meine Frau, Gregor . . . sie ist seit dem letzten Kinde so schwach . . . die Ärzte sagen mir, daß nur ein längerer Aufenthalt im Süden sie vollständig heilen könnte. Und nun

figt sie zu Hause und hat keine Ahnung von dem was vorgeht . . . und wenn sie es nun doch erfahren muß . . . ich vermag es mir kaum auszu-denken, wie es auf sie wirken muß . . . und wenn ich auch noch die Mittel aufzubringen wüßte, um ihr die Reise zu ermöglichen . . .“

„Die kannst du haben, von mir, selbstver-
ständlich . . .“

Hestig schüttelte Robert den Kopf und streckte abwährend die Hände gegen den Baurat. „Ich danke dir . . . aber . . . du kennst meine Frau nicht . . . sie ginge nicht mehr von mir, sie würde mich nicht allein lassen in Sorgen und Schande . . . und an dieser Frau, Gregor . . . ich hänge mit der ganzen Seele an meiner Frau . . . und sie muß doch leben, schon um der Kinder willen . . . und sieh, Gregor, ich will nicht rasten, keine Stunde will ich mir Ruhe gönnen, bis ich dir alles wieder zurückerstattet habe . . . aber hilf mir, Gregor . . . ich bitte dich, um alles in der Welt, hilf mir!“

Robert war aufgesprungen, krampfhaft hielt er die Hände ineinandergepreßt, und Thränen rannen über seine zuckenden Wangen.

„Weinen!“ fuhr der Baurat zornig auf.

„Weinen wie ein Weib! Das war mir zuwider von jeher! So etwas hilft bei mir am allerletzten . . . verstehst du mich? Und darum sag' ich dir jetzt . . . auf eine gewisse Zeit hinaus will ich dir gerne geben, was du für deine Familie brauchst . . . aber . . .“

Weiter kam er nicht. Ein lauter, klatschender Fall hatte ihn unterbrochen. Hastig wandte er sich um und gewahrte, daß das Schwalbennest vom Dache heruntergefallen und auf den Steinen zu Staub zersplittert war. Da kam auch schon die Frau Baurätin aus dem Hause herbeigeeilt, und als sie sah, was geschehen, schlug sie erschrocken die Hände ineinander und stammelte: „Um Gotteswillen, Gregor, das bedeutet ein Unglück.“

„Ach was, Unglück!“ brummte der Baurat. „Das bedeutet, daß die dummen Schwalben ihr Nest schlecht gebaut haben.“

„Natürlich, wenn du es gebaut hättest, dann hätt' es besser gehalten!“ schmollte seine Frau, und während sich Robert, dem vor Erregung die Kniee zitterten, in den Stuhl zurücksinken ließ, schaute sie mitleidsvoll zu dem Schwalbenpaar empor, das mit kläglichem Gezwitzcher die kahle Neststelle umflatterte.

Jetzt flogen die Schwalben wie auf Verabredung davon, doch schon nach wenigen Sekunden kehrten sie mit einer dritten Schwalbe zurück, umschwirrten die Unglücksstätte, klammerten sich zwitternd an das Gebälk — und die Frau Baurätin hatte nicht so unrecht, wenn sie unter staunendem Kopfschütteln sagte: „Nein, schau nur einer da her! Ist das nicht anzusehen, als hätten die Thierchen sich einen Ratgeber geholt, einen ganz besonders sachverständigen, der untersuchen muß, wodurch das Unglück verschuldet wurde, und der ihnen raten soll, wie da am besten zu helfen wäre?“

Noch hatte sie nicht ausgesprochen, da waren die drei Schwalben schon aufs neue verschwunden. Bald war die eine wieder da, gleich darauf kam die zweite, sie bauten schon wieder an ihrem Nest — nun kamen auf einmal fünf andere Schwalben herbeigeschossen — und ehe sich die drei Menschen am Kaffeetisch noch recht zu sagen wußten, was das zu bedeuten hätte, war rings um das Haus die Luft erfüllt von hastig durcheinander huschenden Schwalben. Das war ein Gezwitzcher, wie im Herbst, wenn sie sich zur Reise nach dem Süden sammeln — das war ein Kommen und Entfliegen

ohne Ende — und häufig geschah es, daß sechs und sieben Schwalben zu gleicher Zeit an den Resten des zerstörten Nestes hingen, das man unter diesem hundertfältigen Fleiße von Minute zu Minute wieder werden und wachsen sah.

Mit regungslosen Augen hing die Baurätin an diesem seltsamen, ergreifend lieblichen Schauspiel. Und als sich ihre Blicke einmal davon abwandten, fielen sie auf Roberts verstörte Züge, auf seine feuchten Wangen. Da trat sie hinter den Stuhl ihres Mannes, wie früher strich sie ihm die Hände über das struppige graue Haar und sprach mit sanfter Stimme auf ihn nieder:

„Sag, Gregor, ist das nicht wie ein Wunder? Wie diese Thiere in der Not zusammenhalten! Wie sie eines für das andere einstehen! Da denkt sich wohl jedes Pärchen, es könnte ihm morgen geschehen, was heute diesen beiden da geschehen ist. Und da haben sie so viel Herz und Verstand, daß sie ihr eigenes Nest vergessen . . . und daß sie helfen kommen . . . und helfen, was sie können! Ist das nicht wunderbar?“

Robert erhob sich, und seine Stimme schwankte, als er sagte: „Wer weiß . . . vielleicht ist es nur

natürlich! Und es sind ja doch nur Thiere . . . diese Schwalben — — und keine Menschen!“

„Ach was! Laßt mich mit den dummen Schwalben in Ruh!“ knurrte der Baurat. „Das ist ja ein Gepfeife und ein Spektakel, daß man da heraußen kein vernünftiges Wort mehr reden kann. Mach weiter, Bertl, komm mit herein ins Haus, dann wollen wir Papier und Bleistift nehmen und rechnen . . . und dann wollen wir sehen, was sich machen läßt . . . in dieser verfluchten Geschichte!“

„Gregor!“ stammelte Robert, in freudigem Schreck. Der Baurat aber ließ ihn nicht weiter reden, er nahm seinen Arm und zog den Beter mit sich fort ins Haus.

Lächelnd schaute die Frau Baurätin den beiden nach. Dann wieder blickte sie zu dem eifigen Treiben der zahllosen Schwalben empor.

Eine alte Magd erschien, um den Kaffeetisch abzuräumen. Staunend glogte sie in die Höhe und fragte, was denn das für ein „Geschwiebel“ wäre.

„So sieh nur her! Das Schwalbennest ist heruntergefallen, und . . .“

„Um's Himmels willen, Frau Baurätin, das bringt Unglück!“ kreischte die Alte.

„Du dummes Ding! Es hat schon was gebracht . . . aber Glück!“

Sie hatte Recht, die Frau Baurätin. Denn als gegen Abend des anderen Tages der Better nach dem Bahnhof fuhr, leuchtete eine glückselige Freude aus seinen Augen. Und in der gleichen Stunde, in welcher er das Landhaus verließ, war auch droben unter dem Dache das neue Nest vollendet, und zwitschernd saß das Schwalbenmännchen auf einem Balken, während sein Weibchen schon brütend in den Federn lag. Sie hatten Eile gehabt, diese beiden, daß ihr Nestlein fertig wurde.



Marienfäden.

1887.



Ein selten schöner Oktobertag, mit wolkenlosem Himmel und warmer Sonne. Der hatte — auch Sonntag war's — die Städter in Schaaren hinausgelockt nach den umliegenden Ortschaften. Eines dieser Dörfer, das um seiner hübschen, hügeligen Wälder und um seiner prächtigen Aussichtspunkte willen beliebt war, hatte sich eines besonders starken Besuches zu erfreuen. Lärmende Gruppen und fröhliche Paare durchzogen die lange freundliche Dorfstraße, von überall hörte man die Klänge lustiger Musik, alle Gasthäuser waren überfüllt, und

in den Wirtsgärten, an deren Bäumen ein paar rauhe Nächte schon den Blätterschmutz verfärbt und gelichtet hatten, wimmelte es von heiteren Menschen, als gält' es, den schönen Tag, der ja der letzte vor dem nahenden Winter sein konnte, mit lautem Frohsinn bis auf die Reize zu genießen.

Unter all den Gruppen und Paaren wandelte auch eine einsame Spaziergängerin die Dorfstraße entlang; aber während die anderen bald hier, bald dort den Lockungen eines Wirtshauschildes oder eines baumelnden Fichtenzweiges erlagen, schritt die Einsame an all den gastlichen Thüren vorüber dem Ende des Dorfes zu und lenkte dann in einen Feldweg ein, der dem Saum eines sanft ansteigenden Laubwaldes entgegenführte.

Über dem linken, lässig gesenkten Arme trug sie eine leichte Jacke und in der rechten Hand führte sie einen Schirm. Ein kleines, anspruchsloses Hütchen saß über dem braunen Haar, dessen üppige Schwere sich nur widerwillig dem Zwange der schlichten Frisur zu fügen schien. Ein schwarzes knapp anliegendes Lüsterkleid, die bekannte Uniform des Konfektionsgeschäftes — seit vier Jahren diente Johanna Wendt als Kassierin in einem großen

Modebazar — umhüllte die schönen, sanft gerundeten Formen der schlanken Gestalt. Bei all der festen Sicherheit ihrer Haltung entging es einem feineren Auge nicht, daß eine leise Müdigkeit aus jeder Bewegung dieses Körpers sprach. War das die Ermüdung nach dem anstrengenden Tagewerk der Woche — oder war es jene nimmerweichende, mit jeder Nacht sich mehrende Müdigkeit, die unausbleiblich jeden Menschen überkommt, der einsam ein Dasein hinlebt, freudlos und bar aller Hoffnung? Um diese Frage zu lösen, durfte man nur einen Blick auf das Gesicht des Mädchens werfen. Es zeigte nicht mehr die frischen Farben der rosigen Jugend, doch war es noch immer schön. Diesen weichen vollen Bügen hätte man Johanna's zwei- unddreißig Jahre nicht angesehen. Aber es war ein Gesicht, das kein wahrhaft frohes Lächeln mehr zu kennen schien, diese großen, ruhig ernstern Augen schienen es verlernt zu haben, in feuchtem Glanze aufzuleuchten vor innerlicher Freude.

Sie hatte den Wald erreicht und schritt eine Weile mit gesenkten Augen den moosigen Weg dahin, über dessen salbes Grün die Nachmittagssonne ihre zitternden Lichter und Schatten warf. Mit

Ganghofer, Es war einmal . . . 2. Aufl. 20

der Spitze des Schirmes schob sie bei langsamem Gange die welken Blätter beiseite, die vor ihren Füßen auf dem Pfade lagen. Dabei zitterten ihre Lippen. Erfasste sie wohl in ihrem Innern die Symbolik dieses Bildes? Gleich dieser einsame, still verblühende Weg nicht ganz ihrem eigenen Lebensweg? Da hatte üppiges Grün geprangt, da waren Blumen aufgeproßt mit Duft und Farben — und dann — in alle Lüfte war der Duft zerfloßen, verblichen das bunte Farbenpiel der Hoffnung, nun ist das Welken da, und von dem verloren stehenden Baum ihres Lebens geht ein leises, unaufhörliches Fallen nieder, Blatt um Blatt. Was bleibt ihr noch übrig? Sie kann die welken Blätter still beiseite schieben.

Da trifft ein zärtlich süßer Amselschlag ihr Ohr. Betroffen blickt sie auf. Hat denn auch der Herbst noch seine Säger? Mit großen Augen staunt sie rings umher und meint zu sehen, daß der Wald im sonnigen Herbst fast noch schöner wäre als zur grünenden Frühlingszeit. In leuchtenden Farben stehen Busch und Bäume, die Blätter spielen alle Töne vom langbewahrten Grün, vom leisen Gelb hinüber bis zum tiefen, fatten Rot, in

silbernem Weiß erglänzen die Rinden des Ahorns und der Buche, mit goldenem Schimmer webt die Sonne ihre Strahlen durch alles Gezweig, geschäftige Vögel huschen durch die Äste, ihr Zwitschern mischt sich in das sanfte Rauschen der Wipfel, und lieblich schaukeln, bliegend und gleißend, die zahllosen seidendünnen Fäden, die den ganzen Wald durchspinnen.

Fast wollen die Augen der Einsamen die Pracht nicht fassen. Ein tiefer Atemzug schwellt ihre Brust, und unwillkürlich streckt sie den Arm, als möchte sie die Hand eines Menschen erfassen, an dessen Seite all dieser schöne Glanz ihr erst zur vollen, ganz empfundenen Schönheit würde. Aber sie greift ins Leere. Schmerzhaft pressen sich ihre Lippen zusammen, eine dünne Röte überhaucht die Wangen, und in ihren Augen entbrennt das Feuer unstillbarer Sehnsucht.

Nun horcht sie auf. Von der Höhe des Waldes, von welcher die verwischten Klänge eines Walzers niedertönen, nähern sich leichte Schritte, und eine trällernde Stimme läßt sich vernehmen. Ein junger, elegant gekleideter Mann taucht an der Biegung des Weges auf. Mit prüfenden

Augen starrt er der Einsamen ins Gesicht. Ruhig schreitet sie an ihm vorüber, er aber dreht den Kopf zurück, mustert mit leichtem Lächeln die schlanke, formenschöne Gestalt, eine Weile besinnt er sich, dreht das dünne Schnurrbärtchen, und dann eilt er mit raschen Schritten dem Mädchen nach und spricht es an. Gleichmäßigen Ganges folgt sie dem Wege, ihre Augen blicken geradeaus, sie scheint den Zudringlichen nicht zu hören. Doch als er nach einigen platten Scherzen die Hand auf ihren Arm legt, bleibt sie stehen und schaut ihn an, so stolz und drohend, daß er verblüfft den modischen Hut zieht. Während er ihr den Rücken wendet, brummt er ein beleidigendes Wort — sie hört es im Weiterschreiten, und ein zornig-bitteres Lächeln umzieht ihre Lippen. Als seine Schritte verhallen, beschleunigt sie ihren Gang und erreicht nach kurzer Wanderung einen großen Wirtshausgarten, in dessen offener Tanzhalle drängende Paare sich im Walzer drehen. An einem einsamen Tische nimmt sie Platz. Nur wenige Minuten verweilt sie, um sich mit einem Trunke zu erfrischen, dann erhebt sie sich wieder und folgt dem Wege, der den Zaun entlang zu einer offenen Höhe führt.



Sie erreicht einen großen Wirtshausgarten, in dessen offener
Tanzhalle drängende Paare sich im Walzer drehen.

Dort oben betritt sie den kleinen, lustigen Pavillon, der an der freiesten Aussichtsstelle erbaut ist, legt Schirm und Jacke auf die Bank und läßt sich mit einem müden Seufzer nieder.

Mit verlorenen Blicken gleiten ihre Augen über das herrlich bunte Gelände in die Ferne, in welcher das Häusermeer ihrer schönen Vaterstadt sich breitet. Warmer Sonnenglast liegt über Stadt und Land, und leuchtende Marienfäden fliegen, von sanftem Winde getragen, in der klaren blauen Luft. Von wannen kommen sie, diese schimmernden Segler — und wo ziehen sie hin? Man starrt in die Luft, da taucht es plötzlich auf, das zarte glitzernde Ding, wie ein stoffgewordener Sonnenstrahl — mit zitterndem Gefunkel schwebt es vorüber, die Blicke folgen ihm, und da plötzlich ist es verschwunden, wie zerronnen in das Nichts.

„So kommt das Glück . . . und so geht es wieder.“

Johanna wußte kaum, daß sie diese Worte mit flüsternder Stimme vor sich hingesprochen hatte. Sie strich die bebende Hand über die Stirne und schaute mit wehmütigen Blicken in dem offenen Raum umher, in dessen Mitte sie ruhte. Hier war

es gewesen, hier an dieser gleichen Stelle, vor fünfzehn langen Jahren, als Richard Helmer zum letztenmal vor seinem Scheiden an ihrer Seite saß. Dann war er in die Ferne gezogen und hatte ihr Herz mit fortgenommen, all ihr Glück, ihr ganzes Leben.

Sie dachte wieder jener fröhlichen Ballnacht, in der sie ihn zum erstenmal gesehen, und welche zum Morgen ihrer jungen Liebe wurde. Dann wandelte sie Zug um Zug an ihren Augen vorüber, diese alltägliche, schon tausendmal geschehene Geschichte. Nur daß sie jenem, der sie selbst erlebte, trauriger erscheint, grausamer und trostloser als aller andere Jammer der Welt!

O heimlich zärtliches Glück, das sie genossen mit liebendem Herzen und süßem Hoffen! Und ach, wie glatt und eben schien der Weg, auf dem ihr Glück zur rosigen Zukunft wandern wollte! Freilich, sie hatten alle beide nichts, aber Richard war ein tüchtiger, fleißiger Bursche, aus dem die Zeit einen rechten, geschickten Kaufmann machen mußte. Das sah auch Johanna's Vater ein, und so gab er gerne sein Jawort. Selbst der Zufall war den Wünschen der Verlobten günstig. Richard kam eines

Abends freudestrahlend zu seiner Braut, er hatte bei einem überseeischen Handelshause in einer fernen Hafenstadt eine Stelle gefunden, die ihm in kurzen Jahren den Gewinn eines Vermögens versprach. Johanna weinte nicht einmal, als es ans Scheiden ging — die Reise, welche Richard unternahm, war ja die Reise nach ihrem Glücke. Jeder Tag brachte einen Brief, voll Zärtlichkeit und überschwenglicher Hoffnung, dann kam der erste Mißton, die erste Enttäuschung, bald enthielten diese Briefe nichts anderes mehr, als die galligen Berichte fehlgeschlagener Erwartungen und erfolgloser Kämpfe, sie wurden spärlicher und spärlicher, und endlich schwiegen sie ganz. Mit verzweifelttem Herzen schrieb Johanna Brief um Brief, doch immer blieb die Antwort aus. Und nicht nur den Verlust des Geliebten hatte sie zu beklagen. Ihr Vater erlag einer jähen Krankheit, es folgten Jahre voll Not und Kummer, der Zusammensturz ihrer Häuslichkeit, das schmerzvolle Siechtum und der Tod der Mutter. Ein an Demütigungen reiches Jahr lang aß die Verwaiste das bittere Brod der Basen und Bettlern, dann suchte sie Befreiung und Trost in der Arbeit.

Aber was sie gefunden in rastloser Mühe, was war es mehr als eine Existenz! Ein Leben war das ja nicht zu nennen, dieses monotone Dahinwerfen für fremdes Interesse, Tag für Tag, im engen Kaffaverschlag, ohne eigenes Hoffen, ohne wärmende Freude, und dieses müde Aufatmen am freien, einsamen Sonntag! Und Welch eine schwankende Existenz! Eine Laune ihres Chefs — und brotlos stand sie auf der Straße. Und wenn sie erkranken würde? Und wenn das Alter kommt . . . das Alter!

Einen kalten Schauer jagte ihr dieser Gedanke über die Schultern.

Aber mußte es denn so bleiben, wie es war? Hatte sie denn gar, gar keine Hoffnung mehr auf das Leben zu setzen? Sie dachte nicht der vielen, die sich nach ihrem Körper lüstern gezeigt. Ein solches Denken hatte nicht Raum in diesem Mädchen. Aber der anderen dachte sie, die sich mit „ehrenvollen Anträgen“ um sie beworben hatten. Sie hätte schon ein paarmal, wie das Sprichwort sagt ihr Glück „machen“ können. Aber sich „mit Ehren“ verkaufen, einem gedeckten Tisch und weichen Lager zu liebe, um sich warme Filzpantoffel für das kalte

Alter zu sichern — ist denn das um so vieles besser als die heimliche Schande? Und gefallen konnte ihr keiner. Sie hatte kein Herz mehr, jener Eine hatte es mit fortgenommen. Sie konnte keinen anderen lieben, und ihn, den sie geliebt hatte, ihn mußte sie hassen und verachten um seines Treubruchs willen, um ihres zerstörten Lebens.

Es mußte wohl so bleiben, wie es war! Sie hatte keine Hoffnung mehr im Leben. Es war das Glück an ihr vorübergezogen, leuchtend wohl, doch auch so flüchtig wie . . .

„Wie dort der schimmernde Faden . . . vorüber . . . vorüber!“

Schwere Thränen rannen aus ihren Augen, während sie mit starren Blicken dem zarten glitzernen Gespinnte folgte, das dicht am Pavillon vorüberflewte.

Da plötzlich wechselte der Wind, der weiße Faden gaukelte im Kreise, es riß ihn näher, an einer der hölzernen Säulen drohte er sich zu verfangen, aber nein, da war er schon wieder frei, und nun . . .

Betroffen streckte sie die Arme, wie abwehrend fast, aber es half ihr nichts, das leuchtende Ding-

lein hatte seinen eigenen Kopf . . . und da lag es auch schon an ihre Brust geschmiegt, so fein, so schimmernd wie ein Sonnenstrahl.

Mit zitternden Knien erhob sie sich. Sie war ein wenig abergläubisch. Was da geschehen — sie schalt sich kindisch — aber es hatte sie durchzuckt mit süßem Schreck. Um alles in der Welt hätte sie den Mut nicht gefunden, den glitzernden Faden von ihrem Kleide zu lösen.

Wie eine Träumende wanderte sie durch den Wald zurück, und immer wieder blickte sie nieder auf das zarte, leuchtende Ding.

Sie hatte eine weite Fahrt zur Stadt. Es dämmerte schon in den Straßen, als sie das Haus erreichte, in dem sie wohnte.

„Gut, daß Sie kommen, Fräulein Wendt,“ sagte die alte Frau, die ihr die Thür öffnete; „ein Herr ist hier, er ließ sich nicht abweisen, in Ihrem Zimmer wartet er, drei volle Stunden schon.“

„Ein Herr?“ stammelte Johanna, und sie wußte selbst nicht, wie es kam, daß ihr das Herz so heftig schlug und daß ihr das Blut so heiß in die Wangen schoß.

„Seien Sie ohne Sorge,“ lächelte die Haus-

frau. „Ich weiß ja, wie Sie sind. Glauben Sie denn, ich hätt' ihn da gelassen, wenn . . . Gott bewahre! Bei dem hat's keine Gefahr . . . ein gesunder Vierziger . . . hat schon graue Haare.“

Auch Johanna lächelte — über sich selbst. Und als sie die Thür ihres Zimmers öffnete, da, war wieder die alte Ruhe in ihr. Nur noch ein wenig Neugier, was der im Warten so Geduldige ihr bringen konnte. Er saß am Fenster und erhob sich hastig bei ihrem Eintritt.

„Sie wünschen, mein Herr? Aber ich bitte, wenn Sie einen Augenblick verziehen wollen, ich werde Licht machen.“

Er sprach kein Wort und rührte sich nicht von der Stelle.

Sie nahm die kleine Lampe vom Ofen herunter, trug sie zum Tisch und entzündete sie. Als sie die weiße Glocke über den Cylinder stürzen wollte, warf sie einen Blick auf den Fremden, und da kam es wie ein Schwindel über sie, das Glas entfiel ihrer Hand und zerklüftete in Scherben.

„Richard!“

Das war ein Schrei, so scharf und gellend, daß die Scheiben des kleinen Fensters zitternd erklangen.

Es hatte halb und halb seine Richtigkeit, daß mit den grauen Haaren. Er hatte sich sehr verändert, sehr. Fünfzehn Jahre sind auch eine Zeit! Aber an den Augen hatte sie ihn wieder erkannt, auf den ersten Blick.

Nun stand sie zitternd, brachte weiter kein Wort hervor, mit unsicherer Hand tastete sie nach einem Stuhl und ließ sich darauf niedersinken.

Dann fing er zu sprechen an, verlegen, mit stockenden Worten. Er beschönigte nichts, er sagte es klar und deutlich, daß er in seinem nutzlosen Kampfe um eine Existenz den Glauben verloren hätte, daß ihre Liebe zu einem Ziele führen könnte. So hätte er „kurzen Schluß“ gemacht, auf feige Art, ja, aber kurz. Es wäre ihm zu elend ergangen, als daß sein Herz noch eine Stimme hätte haben können.

„So hab' ich mich hingefrettet, Jahr um Jahr, dann plötzlich ist eine Zeit gekommen, die Erfolge sind über mich hergefallen, und das Geld ist mir in die Taschen geslogen. Aber ich wußte nicht, was es war . . . mich befriedigte nichts, ich hatte keine Freude an allem, was ich errang und gewann. Ich konnte mir das nicht erklären . . .

und dann plötzlich wußt' ich es . . . da stand mit einemmale dein Bild vor meinen Augen, in seiner ganzen, lieben Schönheit . . . und es erwachte etwas in mir aus dem Schlafe, was mir keine Ruhe mehr ließ . . . nicht etwa die Reue, Gott bewahre, ich kann es dir nicht verhehlen, welch ein Egoist ich bin . . . es war die Sehnsucht nach dir, Johanna, die alte Liebe. Und wie ich das einmal wußte, ließ ich alles im Stich . . . und da steh' ich nun. Heute morgen bin ich angekommen, ich war in eurer alten Wohnung, und da hab' ich erfahren, was die lange, böse Zeit über dich gebracht. Und magst du mich schelten, Johanna, aber ich habe mich über all dieses Leid nicht grämen können . . . aus Freude darüber, daß ich dich noch frei finde. Und nun bin ich da — — Johanna . . . kannst du mir verzeihen? Und nicht nur verzeihen?"

Mit schmeichelndem Klange schlugen seine geraden, ehrlichen Worte an ihr Ohr, seine warme, weiche Stimme sprach ihr tief in das Herz. Aber zwischen ihm und ihr stand das kalte Geipenst jener „langen, bösen Zeit“ mit all ihrem Weh und Gram . . . und ihre Lippen blieben geschlossen, es wollte sich kein Wort von ihrer Zunge lösen.

Wieder sprach er . . . die Stimme schwankte ihm . . . und als sie noch immer schwieg, da griff er nach seinem Hute.

„Ich sehe, daß ich zu spät gekommen bin. Nun also . . . ich hab' es ja wohl verdient. Leb wohl, Hanna . . . und sei mir nicht böse, daß ich dir eine unbehagliche Stunde bereitet habe.“

Ein wenig noch zögerte er, doch als sie keine Hand regte, mit keiner Wimper zuckte, da nickte er trübselig vor sich hin und verließ die Stube.

Sie atmete schwer auf, die Starrheit, die über ihr gelegen, schien sie zu verlassen, sie fuhr sich mit den Händen an die Schläfe, als erwache sie aus einem Traum, die Augen sanken ihr — und trafen den schimmernden Faden, der noch immer an ihrer Brust verfangen hing.

Da war es ihr, als spränge plötzlich ein Etwas in ihrem Herzen — wie eine Quelle — das stieg in ihr empor, heiß und sprudelnd — und mit einem zitternden Laute eilte sie auf das Fenster zu, riß die Scheiben auf und beugte sich weit über die Brüstung.

Eine Weile — dann fuhr sie errötend zurück — tief atmend stand sie, die Hände auf den Busen pressend, mit lauschend erhobenem Kopfe.

Jetzt hörte sie Tritte heraufstürmen über die Treppe, draußen wurde heftig an der Glocke gerissen, und da sank sie auf die Dielen nieder und deckte unter freudigem Schluchzen das Gesicht mit beiden Händen . . .



Das verlorene Paradies.
Eine Weihnachtsgeschichte.
1887.



Der Abend des 20. Dezember war über die Stadt herniedergesunken und hatte neben den tausend Lichtern, die in den belebten Straßen mit zuckender Helle die Dunkelheit zu scheuchen suchten, auch in Dr. Georg Forstners Studierstube die Lampe aufflammen gemacht. Sanft erhellte sie mit ihrem ruhigen Schein das freundliche, bei aller Bescheidenheit der Mittel mit einem gewissen künstlerischen Geschmacke eingerichtete Gemach. Prunkvolle Möbel, kostbare Stoffe oder wertvolle Waffen waren hier nicht zu sehen — von wirklichem Werte

war nur die stattliche Bibliothek — aber alles stand hier so hübsch an seinem Plage und kam so liebenswürdig zur Geltung, daß man sich unwillkürlich wohl fühlen mußte in diesem Raume. Man meinte fast einen Duft von warmer Wohnlichkeit, zufriedennem Behagen und stillem Glück zu spüren, so anheimelnd, so einladend zu traulichem Verweilen. Und diese milde Heimlichkeit wurde noch gesteigert durch den einzigen Luxusgegenstand des Gemaches, durch den offenen Kamin, hinter dessen Messinggitter ein kleines Feuer lustig flackerte.

Am Schreibtisch, welcher schräg vor dem einen Fenster stand und von den grünen Fächern einer sorgsam gepflegten Palme überdacht war, saß der junge Hausherr in seine Arbeit vertieft. Einen schönen Mann hätte man Georg Forstner wohl schwerlich nennen mögen; dazu war seine schlank aufgeschossene Gestalt zu edel, der Schnitt seines schmalen Gesichtes zu unregelmäßig. Aber sein ganzes Wesen war von einer Art, daß es einnahm auf den ersten Blick. Eine weiche Ruhe lag in jeder seiner Bewegungen; die klugen, freundlichen, stahlgrauen Augen hatten in ihrem reinen Glanze einen so gewinnenden Blick, und um den Mund,

der in seinen zarten Linien fast dem Munde eines Knaben gleich, spielte immerfort ein stilles, sonniges Lächeln, als zögen schöne, glückliche Träume unablässig durch des jungen

Mannes Herz und Haupt. Dieser Mund und diese Augen bildeten einen seltsamen Kontrast — männlicher Ernst und träumerische Kindlichkeit hatten sich hier zu unbeschreiblicher, eigenartig wechselnder Wirkung vermischt.

Merkwürdig war auch die Art, in welcher er just am Schreibtisch arbeitete. Er hatte ein offenes Buch vor sich liegen; bald vertiefte er sich mit grübelndem Ausdruck in die Lektüre, bald wieder schaute er, wie nach Worten, nach einer Fassung für seine Gedanken suchend, über das Buch hinweg, um dann hastig einige Zeilen in ein schon zu Ende gehendes Heft zu schreiben.



Er schien mit ganzem Herzen, mit voller Seele bei seiner Arbeit zu sein; die Augen leuchteten ihm, und helle Röte brannte auf seinen Wangen. Und dennoch war sein Schaffen kein völlig freies und sorgloses. Freilich, eine böse Sorge konnte es nicht sein, die ihn bedrücken mochte. Er lächelte ja, so oft diese feltjame Ängstlichkeit in seinem Gebaren sich äußerte. Es war nur, als fürchte er bei der Arbeit beobachtet, ertappt zu werden. Immer wieder blickte er über die Schulter, immer wieder hob er den Kopf und lauschte gegen das anstoßende Zimmer, dessen Thüre nur durch die hängenden Falten einer dunkelgrünen Portiere geschlossen war. Doch hörte er von da draußen nur den trägen und monotonen Pendelschlag eines Regulators und manchmal ein leises Knistern, als würde in einem Buche ein Blatt gewendet.

So wahrte diese trauliche Stille, so las und schrieb er weiter, bis sich hinter dem Vorhang eine weiche Frauenstimme mit schüchternem Mahnen vernehmen ließ: „Georg! Weißt du denn auch, wie spät es ist? Neun Uhr vorüber!“

„Ja, mein Schatz, ich komme schon!“

Einige Worte schrieb er noch, dann sprang er

auf und verschloß das Heft in eine Lade des Schreib-
tisches. Dabei räusperte er sich laut, um das Ge-
räusch des Schlüssels unhörbar zu machen. Und
nun eilte er auf die Thür zu und schob den Vor-
hang beiseite.

Es war ein behagliches, wohligh durchwärmtes
Gemach, das er betrat, Wohnraum und Speise-
zimmer zugleich. Eine Hängelampe erhellte den
Tisch, vor welchem eine junge Frau in einem
altväterischen Lehnstuhl ruhte. Das reiche, asch-
blonde Haar war lose um das Haupt gesteckt —
ein Kopf von vollendeter Schönheit, ein Gesicht
von unsagbarem Liebreiz, mit sanften, großen,
mädchenhaften Augen, mit fein gerundeten, rosig
angehauchten Wangen und einem bezaubernden
Munde, der nur geschaffen schien für die glück-
schaffende Sprache zärtlicher Liebe. Alles so zart,
so süß an diesem Gesichte — und doch ein edler,
geistiger Zug. Das war in den Gesichtern dieser
beiden ganz der gleiche Zug — eine Ähnlichkeit,
die sie sich angelebt hatten durch gleiches Fühlen
und Denken, durch dieses gleich getheilte Genießen
eines reinen Glückes — angelebt während dieses
ersten Jahres ihrer Ehe.

Hätte nicht die blühende Farbe ihrer Wangen dagegen gesprochen, so hätte man sie wohl für eine Kranke oder doch für eine Genejende halten mögen, wie sie so in dem Stuhle saß, den Schoß von einer mattblauen Decke überbreitet, in dem leichten, von Spitzen überkränzelten Schlafkleid, das so weiß war, wie neu gefallener Schnee und schier duftete vor Frische. Nein, das war keine Kranke — das war ein junges Weib, in welchem das Leben sich doppelt regte. . . .

Als Georg das Zimmer betrat, schloß die junge Frau das Buch, in dem sie gelesen. Er kam an ihre Seite, überflog sie mit zärtlichem Blick, strich ihr die Hand über die schöne Stirne und frug: „Fühlst du dich wohl, Sepha?“

Sie nickte nur und schaute mit glücklichem Lächeln zu ihm empor. Dann wollte sie nach der Glocke greifen; er aber haschte ihre Hand und lachte: „Ich brauche das Mädchen nicht! Heut will ich selbst deinen Truchseß und Mundschentk machen.“ Sie wollte ihm wehren, doch er hatte schon die Tischdecke aufgenommen, die er unter dem Kinn mit Genauigkeit zusammenlegte. Lächelnd schaute sie ihm zu, wie er mit einem Eifer,

der ihn selbst ergözte, die weiße Leinwand über den Tisch breitete und an der Theemaschine die Spiritusflamme entzündete. Er brachte die Teller herbei, die Bestecke und Servietten, die Platte mit dem kalten Imbiß, die Tassen und Löffelchen, das Rumfläschchen und die Zuckerdose, und bestellte den Tisch mit einer Sorgfalt und Zierlichkeit, die einem Hostafeldeckel Ehre gemacht hätte. Dann musterte er sein Werk mit strahlenden Augen und laußte in wichtiger Spannung auf den Theekessel nieder, in welchem das Wasser schon zu summen und zu singen begann. Bald auch brodelte es lustig darauf los, und nun galt es, den Thee zu übergießen — ein etwas schwieriger Moment — aber Georg überwand ihn mit einer Geschicklichkeit, daß sich Sepha nicht enthalten konnte, mit ihren schlanken Frauenhändchen Beifall zu klatschen.

Georgs Wangen glänzten vor Freude und Behagen. Er saßte die junge Frau bei den beiden Ohrfläppchen und lachte: „Bist du zufrieden mit mir? Aber weißt du, jetzt kommt erst die Krone des Ganzen — die Überraschung.“ Geheimnißvoll zwinkerte er mit den Augen und verschwand in der Studierstube. Sepha hörte ihn draußen das

Zimmer verlassen und nach einer Weile wieder zurückkehren. Nun klang hinter dem Vorhang seine Stimme: „Sepha!“

„Was soll ich?“

„Für ein Weilchen die Augen zudrücken . . . aber fest! Hast du?“

„Ja, fest, alles ist schwarz vor mir.“

Sie hörte, wie er zum Tische trat und irgend etwas ordnete; dann fühlte sie ihr Haupt von seinen Händen erfaßt und spürte seinen warmen Atem.

„Darf ich?“ flüsterte sie.

„Ja, du darfst, nur fest die Augen auf!“

Da öffnete sie die Lider und sah seine strahlenden Augen dicht vor den ihren.

„Weißt du auch, Sepha, welcher Tag morgen ist?“

„Unser Hochzeitstag . . . und der Tag, an dem wir uns zum erstenmal gesehen haben.“

Ja, Schatz, ja . . . und sieh her, was ich dir bescheert habe.“

Er richtete sich empor, und da konnte sie den herrlichen Blumenstrauß gewahren, der inmitten des Tisches stand, und das kleine, zierlich gebundene Buch, das auf ihrem Teller lag.

Mit stillem, innigem Lächeln schaute sie zu ihm auf und streckte dann, fast ein wenig besangen, die Hände nach dem Büchlein. Kaum aber sah sie den Titel vor sich, da flammte die Freude mit heißer Röte aus ihren Wangen.

„Wie sich zwei Herzen fanden. Die Geschichte einer glücklichen Liebe von G. Forstner.“

So lautete der Titel, und auf dem zweiten Blatte war die Widmung zu lesen:

„Wie uns aus trüben Dämmerstunden
Erwuchs der sonnenwarme Tag,
Wie unsre Herzen sich gefunden
Und sich gepaart zu gleichem Schlag,
Was uns beseligend durchdrungen,
Wie unser holdes Glück erkeimt . . .
Ich hab' es dir, mein Weib, gesungen,
Der schönen Wahrheit nachgeträumt.“

Sepha las diese Zeilen mit bebender Stimme, dann versagte ihr die Sprache, und Thränen füllten ihre schönen Augen.

„Die Geschichte unserer Liebe, Sepha, von mir für dich geschrieben . . . und gedruckt in diesem einzigen Exemplar . . . für dich allein, ganz allein für dich. Denn weißt du, Schatz, es wäre mir

gegen das Herz gegangen, das Buch noch in anderer Menschen Hände kommen zu lassen. Diese anderen hätten es vielleicht eine alltägliche, harmlose Geschichte genannt, was für dich und mich die schönste, seligste Geschichte ist, die das freundlich träumende Leben noch je erfinden und zur Wahrheit machen konnte.“

Da streckte sie die Hände nach ihm, zog ihn zu sich nieder und drückte ihn an ihr Herz, so heiß und stark, als möchte sie ihn ewig so umschlungen halten, ihn niemals wieder aus ihren Armen lassen.

„Wie stark, Sepha, ist deine Liebe,“ scherzte er nach Küssen und Küssen, „aber weißt du, der Thee wird noch stärker werden, wenn du mich nicht frei giebst.“

Da löste sie lachend ihre Arme, und während er den Thee auf seine Farbe untersuchte, wollte sie schon wieder nach dem Buche greifen. Aber da hatte sie ohne Georg gerechnet. „Zuerst wollen wir schön vernünftig essen,“ sagte er, „und mit Heroismus dieses Elixir vertilgen, das ich da zusammengebraut habe . . . und dann will ich selbst lesen.“ Sie that ihm nun wohl den Willen, doch brachte sie vor Ungeduld kaum einen Bissen über



. . . er küßte sie auf den Mund und begann zu lesen.

die Lippen. Dafür that Georg seinem Tische alle Ehre an, und es schien ihm ein geheimes Vergnügen zu bereiten, durch die Behaglichkeit seines Appetits und durch die Umständlichkeit, mit welcher er speiste, Sephas Ungeduld noch zu steigern.

Endlich aber hatte er doch ein Einsehen. Er rückte seinen Stuhl an Sephas Seite, küßte sie zur stimmungsvollen Einleitung auf den Mund und begann zu lesen.

Sepha saß in ihrem Stuhl zurückgelehnt; sie verwandte keinen Blick von Georgs Lippen, sie regte sich kaum, und nur manchmal hob sie die Hände, um die schimmernden Thränen fortzulöschen, die sich immer wieder auf ihre Wangen stahlen.

* * *

Ja, Georg hatte wahr gesprochen. Was er da geschrieben und gesungen, in schlichter, treuherziger Sprache, in anspruchloser Form und kunstlosen Reimen, nur glatt vom Herzen weg, es war eine alltägliche Geschichte — so alltäglich, wie das warme, lauter strahlende Sonnenlicht.

Als junger Student schon hatte Georg Forstner seine Eltern verloren. Fast mittellos stand er inmitten einer fremden Welt. In mutiger Jugendkraft nahm er den Kampf mit dem Leben auf und arbeitete mit eisernem Fleiße. Er suchte Schüler und fand sie in genügender Zahl, um von dem Ertrag der Lektionen, die er erteilte, leben und seine Studien vollenden zu können. Mit Auszeichnung erwarb er sich den philosophischen Doktorgrad und bestimmte sich für die akademische Karriere.

Es ließ auch der Erfolg seines Fleißes nicht lange auf sich warten. Schon seine ersten kritischen Schriften machten Aufsehen, und sein gediegenes Wissen, wie sein frisches, treffendes Urtheil in literarischen Dingen brachte sich rasch zur Geltung. Sechs oder sieben Jahre Geduld und Arbeit — und es mußte sich eine Lehrkanzel für ihn finden. Da kam für den jungen Dozenten der zweite Winter und mit ihm ein Abend, der seinem Leben und Geschick eine unerwartete Wendung gab. Es dämmerte schon, als er damals nach seiner Gewohnheit die Stube verließ, um sich nach anstrengendem Studium bei einem Spaziergang im

Freien zu erholen. In Gedanken versunken wanderte er durch die abendlichen Straßen der Stadt.

Da sah er Sepha zum erstenmal. Sie stand vor ihm wie die ungeahnte Verwirklichung der holden Träume, die ihn manchmal umschwebten, wenn er seiner Zukunft und des Glückes dachte, das er im Leben zu gewinnen hoffte. Die Liebe fiel ihn an, jäh und zündend wie der Blitz. Später mußte er sich's kaum zu erklären, wie er, der schüchterne, junge Gelehrte, der des Umgangs mit Frauen Ungewohnte, nur den Mut hatte finden können, das schöne Mädchen auf offener Straße anzusprechen. Sie hatte erschrocken aufgeblickt, doch als ihre Augen die seinen trafen, flog es wie Verwirrung über ihre Züge, und errötend eilte sie davon. Er fand sie wieder. Sie war Verkäuferin in einem Stickeriegeschäfte — auch eine Waise. Diese beiden waren für einander geschaffen; sie mußten sich finden. Ihre Herzen und Seelen verschlangen sich und wuchsen ineinander wie die Zweige und Wurzeln zweier Bäumchen, deren Samen einst der Wind auf ödem Heidefeld in die gleiche Furche warf. Sie waren zu einsam und zu glücklich, um einen langen Brautstand er-

tragen zu können. So opferte Georg der Liebe seinen Beruf; er entsagte der akademischen Karriere und übernahm bei einem belletristischen Journal die leitende Stelle, die ihm geboten wurde und ihm die Gründung einer angenehmen Häuslichkeit gestattete. Seine gelehrten Freunde nahmen seinen plötzlichen Entschluß mit recht getheilten Empfindungen auf. Gegen Sepsas Schönheit, Ruf und Charakter war nicht das leiseste einzuwenden — aber den Unterschied der Bildung sollte er doch wohl in warnende Rücksicht ziehen, so meinten sie. Er hörte diesen Vorwurf einmal, als er mit einem Freunde an einem herrlichen Frühlingsmorgen vor die Stadt hinausgewandert war. Sie gingen just über eine Wiege, aus deren üppigem Boden die jungen Gräser hervorstachen mit zarten blaßgrünen Spizen. Da sagte Georg: „So gesund und fruchtbar, wie diese Erde, ist das Gemüt meiner Braut. Komm über Tag und Wochen hier vorüber, und du wirst wogenden Graswuchs und duftende Blumen finden.“ Sommer und Herbst noch währte ihr Brautstand, dann wurden sie ein Paar, genau an dem Tag, an dem es sich jährte, daß sie zum erstenmal sich gesehen hatten.

Ganghofer, Es war einmal . . . 2. Aufl. 22

Das war die Geschichte dieser beiden — und doch wieder nicht. Denn hätte man sie ihnen selbst so erzählt, so hätten sie wohl den Kopf geschüttelt und gesagt: „Nein, unsere Geschichte ist das nicht. Das ist wie der Tag ohne Sonne, wie ein Baum ohne Zweige und Blätter, wie ein Blumenstengel ohne Blüte, wie eine Blüte ohne Duft — den vierten fehlt ja alles, was an ihnen das Schönste ist: Duft, Blüten, Blätter und Sonne.“

* * *

Georg war mit dem Lesen längst zu Ende gekommen, und schon eine geraume Weile saßen sie schweigend Seite an Seite. Sepha hatte das Köpfchen auf ihres Mannes Schulter gelegt, Georg hielt den Arm um ihren Nacken geschlungen, und so schauten sie mit träumenden Augen nach der gleichen Richtung — in die Flamme der Lampe.

Da hörte man von draußen den dumpfen Hall eines Glockenschlages. Tiefatmend richtete sich Georg auf. „Komm, Schatz, es ist spät geworden, du mußt dich schlafen legen.“

„Aber mein Buch nehm' ich mit . . . ich will es unter meinem Kissen haben.“

Er nickte lächelnd und küßte ihre Hand. „Aber warte noch einen Augenblick, bis ich im Schlafzimmer Licht gemacht habe.“ Hastig eilte er in den anstoßenden Raum und steckte zwei Kerzen in Brand. Auf dem Rückwege verhielt er plötzlich die Schritte und ging dann auf die Kommode zu, auf welcher die kleine Ausstattung, die am Morgen erst gekommen war, noch zierlich ausgebreitet lag. Er lächelte mit zitternden Lippen, während er die Fingerspitzen schüchtern über die blauen Bändchen streifte, mit denen die weißen Päckchen gebunden waren. Langsam beugte er sich über den niedlichen Korbwagen, der nebenan stand, schob die grünen Vorhänge des aufgeschlagenen Daches auseinander und spähte in den Dämmerchein, der die kleinen flaumigen Kissen umwebte. Und auf die leeren Kissen träumte er ein goldlockiges Engelköpfchen — so, wie er es schaute mit sehnedem Herzen, so mußte es anzusehen sein, das süße Geschöpfchen, das in Wäldern hier ruhen sollte, lieblich schlummernd, mit leicht geöffnetem Mündchen — bald, ach, so bald — in

wenigen Tagen schon. Und vielleicht — vielleicht gab es ein Christkind! Er richtete sich auf, und ein unennbarer, seliger Schauer rann ihm durch das Herz und alle Glieder.

Nun ging er, Sepha zu holen. Er nahm ihr die blaue Decke ab, schlang, um sie beim Gehen zu stützen, in zärtlicher Sorge den Arm um ihren Leib und führte sie bis vor ihr Lager. Dann kehrte er wieder zurück, um in den beiden Zimmern die Lampen zu löschen. In der Studierstube verhielt er sich noch eine Weile. Er stand vor dem Schreibtisch, hielt die beiden Hände an die Schläfen gepreßt und blickte ziellos, sinnend vor sich hin. An seinem Geiste zog das vergangene Jahr vorüber mit all den trauten Bildern seines wandellosten Glückes. Und seine Sepha! Was war in diesem einen Jahr aus ihr geworden, wie hatte sie in seiner Hut und Pflege sich entwickelt! Ja, es war zur Wahrheit geworden, jenes stolze Wort seiner Liebe, jenes Wort vom fruchtbaren Erdreich, vom wogenden Gras und den duftenden Blumen. Welch eine begabte, lernbegierige Schülerin war Sepha aber auch gewesen! Sie war gestiegen und in sich gewachsen mit jedem Tag,

mit jedem Buche, das er sie kennen lehrte. Welche Saite er auch immer angeschlagen, stets hatte er Gehör bei ihr gefunden, sinniges Verständnis und regen Eifer. Nein, er bestand nicht mehr, jener „Unterschied der Bildung“, den ihm seine guten Freunde vorgerümpft hatten. Sepha war nicht nur sein schönes, geliebtes und liebendes Weib — sie war auch sein rechter, guter Kamerad.

Nur Eines hatte ihn immer seltsam berührt: daß Sepha, die sonst doch so richtig fühlte und faßte, so ganz harmonisch mit ihm, an einem seiner Lieblingsdichter, an John Milton, nicht jenes Gefallen finden konnte, das er gerne an ihr wahrgenommen hätte. Er hatte das „Verlorene Paradies“ mit ihr zusammen gelesen und hatte ihr die herrlichen Gesänge nach bestem Vermögen zu verdeutschen gesucht. Da hatte er sich schließlich die Meinung gebildet, daß Sepha nur deshalb zu keinem vollen Genuße an dem schönen Werke kommen könnte, weil sie an seiner mehr plauderhaften Stegreifübersetzung unwillkürlich die sprachliche Schönheit, die poetische Form vermissen mußte. Diesem Mangel aber konnte ja abgeholfen werden. — er hatte Zeit und fühlte Lust zu dieser Arbeit

— und so war die poetische Übertragung der unvergleichlich schönen Dichtung das heimliche Werk seiner letzten zwei Monate gewesen — sie sollte das Christgeſchenk für Sepha ſein. Und es war ihm ſchon ein halber Dank für ſeine Mühe, ſich Sephas Überraschung vorzuſtellen und ſich auszu-

malen, wie ſchön und traulich das werden mußte, wenn er unter dem ſtrahlenden Chriſtbaum ſeinem jungen Weibe vorzuleſen begänne, was er um ihretwillen dem großen Briten nachgedichtet.

Er nahm das Heft aus der Lade und überſlog, was er am Abend geſchrieben. Zufrieden nickte er, legte das Heft zurück und löſchte die Lampe.

Als er durch die zwei dunklen Räume nach dem Schlafzimmer ging, kniſteten hinter ihm die Dielen. Seltsam — das erſchreckte ihn — für einen Augenblick überkam ihn die Einbildung, als wäre ein Unſichtbarer mit leiſen Sohlen hinter ihm einhergeſchlichen. War es der gute Engel, der das junge Glück in dieſen Räumen zu hüten — war es ein böſer, der es zu ſtören kam? . . .



Georg wußte nicht, was ihm so eigen in die Kehle stieg — das währte auch nur eine Sekunde — dann lächelte er über sich selbst . . .

* * *

Zwei Tage waren vergangen, welche Georg fleißig benützt hatte. Die Übersetzung war vollendet, und auch der Christbaum, unter welchem sie neben allerlei hübschen Dingen liegen sollte, stand schon in vollem Schmucke inmitten der Studierstube. Da war es spät am Abend; Sepha war schon frühzeitig zur Ruhe gegangen, sie hatte sich tagsüber nicht sehr wohl gefühlt. Georg saß noch, in eine Arbeit vertieft, am Schreibtisch, als er Sepha mit beklommener Stimme seinen Namen rufen hörte. Er eilte in das Schlafzimmer, und da saß sie aufrecht im Bette, mit blassen Wangen und angstvollen Augen. „Georg . . . ich glaube . . .“ stammelte sie. „Wecke das Mädchen . . . sie weiß, wohin sie zu gehen hat.“

Erst überkam es ihn wie Schwindel. Dann aber meinte er, daß es besser wäre, wenn er selbst ginge und das Mädchen bei Sepha ließe. Wie er

über die vier Treppen hinunter und auf die Straße kam, das wußte er kaum. Nach einem Wagen schrie er sich heiser, und als er dann in dem holpernden Kasten saß, murmelte er ohne Unterlaß den Namen, den er nicht vergessen durfte. Eine halbe Stunde später war er wieder zu Hause und eilte der behägigen Frau, die mit ihm gekommen, voran in das Schlafzimmer. Wie es ihm in die Seele schnitt, als er den schmerzvollen Zug um Sephas Lippen gewahrte und die feinen Schweißperlen auf ihrer Stirne! Er wollte vor ihrem Lager in die Knie sinken, aber ein flehender Blick seines Weibes und eine Bewegung ihrer zitternden Hand hießen ihn das Zimmer verlassen. Und da saß er nun draußen in seiner Studierstube in eine Ecke des Divans gedrückt, das Gesicht von Thränen überströmt, an den Fingernägeln kauend und in martervoller Spannung jedem Wort und jedem Geräusche lauschend, das durch die geschlossene Thüre gedämpft zu ihm herüberklang. Stunde um Stunde verrann ihm — Stunden voll banger Qual und Seelenpein.

Da kam das Mädchen und stotterte: „Ich

bitte . . . die Frau meint, daß man den Doktor holen müsse.“

„Den Doktor?“ schrie er auf, und es war ihm, als griffe ihm eine eiskalte Faust an die Kehle. Wie er stand, so stürzte er davon, ohne Rock und Hut, hinunter auf die Straße. Den Wagen, den er hatte warten lassen, schickte er um den Arzt. Aber er hatte nicht die Kraft, in seine Wohnung zurückzukehren. Hier unten, in der kalten, finsternen Nacht unter dem offenen Hausthor hielt es ihn fest, in verstörender Ungeduld. Bald rannte er bis zur Straßenecke, um nach dem Wagen auszuhorchen, bald wieder zurück in den Flur, um zu lauschen, ob nicht eine Stimme von oben ihn rief.

Endlich hörte er den Wagen rasseln, sah ihn in die Straße einbiegen, und da stürzte er die Treppe hinauf. Droben aber fand er nicht den Mut, das Schlafzimmer zu betreten. Vor der geschlossenen Thüre blieb er keuchend stehen und schluchzte: „Er kommt, Sepha . . . er kommt.“

Nun hörte er die Schritte, die Stimme des Arztes; er eilte ihm entgegen, doch als er ihn am Schreibtische stehen sah und die unheimlichen Dinge

gewahrte, die der greise Herr achtsam aus der mitgebrachten Ledertasche hervorzog, griff er mit zuckenden Händen in die Luft, und die Sinne drohten ihm zu vergehen.

Der Doktor suchte ihn zu beruhigen, zu trösten, es würde sicher alles zu Glück und Freude sich wenden; die Sache selbst wäre ja nicht so schlimm, nur das Gesicht, das sie zeige, ein wenig erschreckend. Georg nickte nur immer, als sähe er alles ein, was der Doktor ihm vorhielt; aber mit zitternden Fingern wühlte er in seinen Haaren, und Thräne um Thräne kollerte von seinen Lidern.

Nun war er wieder allein. Er stand am Fenster, krampfte die Hände um den Messingknopf des Riegels, starrte hinaus in die Luft, in der sich die Nacht schon zur ersten fahlen Dämmerung wandelte, und lauschte, mit offenem, trockenem Munde gegen das innere Zimmer. Bald hörte er das rauhe Klappern eines irdenen Beckens, bald das matte Klingen eines Glases, bald ein seltsames, metallenes Klirren, gedämpftes Murmeln, matte Wehlaute, nun ein herzerreißendes Stöhnen und jetzt — „Herr du mein Himmel!“ — welcher wilder, verzweiflungsvoller Schrei war das gewesen!

Georg hatte keuchend die beiden Hände über die Ohren geschlagen — er hätte diesen Schrei nicht zum zweitenmale hören können. Gleich aber löste sich die qualvolle Spannung seiner Züge, reichlicher flossen seine Thränen . . . war es ein Schluchzen, oder ein Lachen, das mit Stottern über seine Lippen kam? . . . „Vorüber . . . es muß vorüber sein! Ach, Sepha, Sepha, mein armes, süßes Weib, wie will ich dir diese Schmerzensnacht in Liebe vergelten . . . in Liebe . . . in Liebe . . .“

Er verstummte, eine brennende Röte überhufchte seine Wangen, und die Finger an den Lippen, so lauschte er — das Herz schwoh ihm, daß es seine Brust zu sprengen drohte — nun war sie ja da, die selige, heißersehnte Stunde — nun mußte er ihn hören, mit jedem Augenblick, den ersten Schrei, das erste, süße Lallen seines Kindes, dem seine Liebe schon gehörte, noch eh' es geboren war.

Ja, jetzt . . . aber nein, nur die Thüre schrillte so seltsam, als der Doktor aus dem Schlafzimmer trat. Mit ausgestreckten Händen, stammelnd, eilte Georg ihm entgegen.

„Ist es ein Knabe?“

Was hatte er nur, dieser Doktor? Kein Ja . . . kein Nein . . . „Kommen Sie, Ihre Frau verlangt nach Ihnen!“ Das war alles, was er sagte. Dazu klang seine Stimme so gedrückt — und sein Gesicht war bleich . . .

Da ging ein Zucken, gleich der Wirkung eines jähen Schlages, über Georgs Glieder, seine Kniee schlotterten, aber er raffte sich auf, stürzte der Thüre zu und in das Zimmer, in welchem sich die trübe, zuckende Helle der brennenden Kerzen mit dem grauen Zwiellicht mischte, das der steigende Tag hereindrängte durch die Fenster. Mit dem ersten Blicke suchte er sein Weib — dort lag sie, zwischen verwüsteten Kissen, mit schlaffen Zügen und jammervollen Augen, das freideblasser Gesicht von Schweiß und Thränen überronnen, so schwach, daß sie nicht imstande war, die Hände nach ihrem Georg zu erheben.



So sah er Sepha liegen — — und dann starrte er mit wirren Augen umher — und dort, auf der Marmorplatte des Waschtisches, da lag ein Etwas, ein kleines, regungsloses, totes Etwas, von einem fleckigen Tuch überdeckt . . . Georg sah es liegen, und von seinen erblaßten Lippen rang sich ein Laut, so dumpf und klagend, wie das Röcheln eines angeschossenen Wildes, dem der Jäger das tötende Messer in den Rücken stößt.

Er hatte keine Worte, keine Thränen mehr. Gebrochenen Ganges wankte er dem Bett entgegen, stürzte zusammen, und schwer schlug seine Stirn auf Sephas Hände. Sie lispelte, doch er verstand sie nicht — mit Mühe legte sie die eine Hand um seinen Hals . . .

Eine Stunde später lag sie im Fieber, in brennendem Fieber. Sie redete wirr, bald mit monotonem Murmeln, bald laut aufschreiend — einen Tag und eine Nacht. Am zweiten Morgen hatte sie einen lichterem Augenblick — sie schien nicht zu wissen, was geschehen war, aber sie erkannte Georg, sie lächelte ihn an und verlangte nach ihrem Buche.

„Mein Buch . . . mein Buch will ich haben!“

Und als man es ihr brachte, drückte sie es mit Georgs Händen an ihren Busen und sprach in singendem Tone, mit verlorenem Lächeln, die Widmung vor sich hin:

„Wie uns aus trüben Dämmerstunden
Erstand der sonnenwarme Tag,
Wie uns're Herzen sich gefunden
Und sich gepaart zu gleichem Schlag,
Was uns bejeligend durchdrungen,
Wie unser holdes Glück erkeimt,
Das hab' ich dir, mein Schatz, gesungen,
Der schönen Wahrheit nachgeträumt.“

Und immer von neuem wiederholte sie diese Worte, als hinge ihr ganzes Erinnern nur noch an diesen Zeilen, als wäre alles andere Gedenken in ihr erloschen. Dann begann sie aufs neue zu phantasieren — sie erwachte nicht wieder aus dem Fieber — und als der Abend kam, da war es erloschen, ihr junges, blühendes Leben . . .

Im Studierzimmer, in welchem der Christbaum in eine dunkle Ecke geschoben war, wurde sie aufgebahrt, mit ihrem toten Kinde am Herzen. Den ganzen Abend gingen Leute ab und zu, mit polternden Schritten und kotigen Stiefeln. Es

war schon finster auf der Straße, als es im Totenzimmer endlich still und einsam wurde. Da kam er hervor aus seiner Ecke, der Arme, Verzweifelte. Er zog sich den Lehnstuhl neben den Sarg, und so saß er mit verschlungenen Händen, und seine brennenden Augen starrten unverwandt auf das schöne, stille Gesicht, das unter dem rötlich flackernden Scheine des Kaminfeuers noch zu leben und leise sich zu regen schien.

Da tönten schwebende Glockenklänge durch die Nacht einher. Verloren blickte Georg auf und sah, wie heller Lichtschein durch die Fenster quoll.

Im Hause gegenüber brannte mit hundert Kerzen ein Baum.

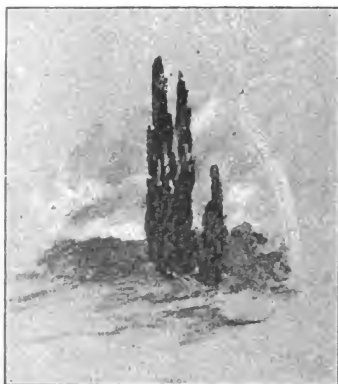
Ein Zucken lief über Georgs starre Züge, ein Zittern über seine kalfigen Hände. Und er raunte vor sich hin mit tonloser Stimme:

„Christabend . . . Christabend . . . ja, Sepha . . . du sollst deinen Christbaum haben . . . und alles, was ich dir bescheren wollte!“

Wankend erhob er sich, zog das Tischchen mit dem Christbaum an das Fußende des Sarges heran und steckte die Kerzen in Brand, daß heller Glanz den ganzen Raum durchflutete.

Und als er sich wieder in den Lehnstuhl niederließ, hielt er ein zierlich gebundenes Heft in Händen. Er schlug es auf, warf einen trostlosen Blick auf die geschlossenen Augen seines toten Weibes, ein kurzes krampfhaftes Schluchzen erschütterte seinen Körper — dann begann er mit trockener, dumpfer Stimme zu lesen — — „das verlorene Paradies“ — und war er mit einem Blatt zu Ende, so riß er es langsam aus dem Heft und warf es ins flackernde Feuer . . .

Am Christbaum brannten die Kerzen nieder, und schwerer Lannenduft erfüllte den Raum.



Christl, der Befehrte.

1887.



Im Ertrastübchen des Gasthauses „zur Post“ saßen die Honoratioren des Dorfes um den mit blinkenden Krügeln bestellten Tisch. Lehrer, Posthalter und Bürgermeister vergnügten sich an einem harmlosen Tarok, bei welchem der Benefiziat den nicht immer ganz schweigsamen Kiebitz machte, die Forstleute hielten eine jägerlateinische Konversationsstunde, der Pfarrer und Doktor aber waren in einen heftigen Disput verwickelt. Da lagen sich wieder einmal Naturwissenschaft und Religion in

den Haaren, selbstverständlich in aller Freundschaft. Während der Pfarrer steif und fest auf seiner Bibel bestand, suchte ihm der Doktor zu beweisen, daß Rom schon zu Zeiten des Galilei hätte anfangen müssen, der Naturwissenschaft vernünftige Zugeständnisse zu machen. Immer heißer wurde die Debatte, und schließlich spann sich der Streit sogar auf den Heimweg hinaus.

Als sich die beiden Kämpen endlich unter sternhellem Himmel zum Abschied die Hände reichten, sagte der Doktor lächelnd: „Lassen wir es gut sein für heute! Unsere Meinungen gehen zu scharf auseinander, als daß eine Einigung zu erzielen wäre. Aber wer weiß, Herr Pfarrer, ob sich nicht einmal eine Gelegenheit finden wird, bei welcher Sie erkennen lernen, daß die Theologie nicht gar so übel fahren würde, wenn sie gute Freundschaft halten möchte mit der Naturwissenschaft!“

„Wer glaubt, wird selig,“ lachte der Pfarrer — dann schieden sie voneinander. — —

Wochen und Monate vergingen, und niemand schien mehr an jene Debatte zu denken, am allerwenigsten der Pfarrer. Der hatte sich jetzt um ganz andere Dinge zu kümmern. Es rückte ja die Zeit

der Neuwahlen heran. Und wenn der Hochwürdige auch auf seine Schäflein vertrauen und des Sieges

der „guten
Sache“ sicher
sein konnte, so
beschwerten doch
mancherlei

Dinge sein seel-
sorgerliches Ge-
müt. Es war

da einer im
Dorfe, welcher,
so recht seinem
Namen zum

Troste, seit eini-
ger Zeit gar
unchristlich bei
den Leuten um-
hergeschwahte.

Das war der
Christl, der

Lehmhofbauer. Früher war er ein eifriger Kämpfer unter der schwarzen Flagge gewesen, plötzlich aber — verschiedene Spötter behaupteten: seit der



Zeit, in welcher nicht er, sondern sein Nachbar zum Vorstand der Josesi-Bruderschaft gewählt worden war — hatte ihn die Marotte der Freigeisterei befallen. Er nahm es nicht mehr sonderlich genau mit dem Kirchenbesuch, ließ häufig in Stube und Stall die Weihbrunnkesseln eintrocknen, und statt sich am „Wochenblatt für das christliche Volk“, oder am „Vaterland“ zu erbauen, wie es doch einem guten Christen zusteht, hielt er sich ein „lutherisches Blatt“, d. h. eine liberale Zeitung, und was er aus den Spalten derselben aufschnappte, gab er in langen, von dröhnenden Faustschlägen begleiteten Reden am Biertisch wieder zum Besten.

Wenn nun auch der Pfarrer nicht zu befürchten brauchte, daß die freigeistigen Spiegelschtereien des Lehmhofbauern den „Roten“ zum Wahlsiege verhelfen würden — davor schützte schon die siegreiche Phalanx der gläubigen Unterröcke — so konnte Christl immerhin der „guten Sache“ den einen und anderen abspenstig machen und so die liberale Partei des Dorfes, welche bei der letzten Wahl neun ganze Stimmen zählte, bei der kommenden Neuwahl zu einer immerhin bedenklichen Minori-

tät emporzuschrauben. Und unter allen Umständen war die Sache ein „gröbliches Ärgernis“, wie der Pfarrer der Lehmhofbäuerin zum öfteren mit strengen Worten vorhielt. Solchen Vermahnungen gegenüber hatte die gute Annamarie nur Thränen, denn sie mußte dem Pfarrer mit Beischämung gestehen, daß in ihrem Hofe, zum Unterschied von anderen, leider der Bauer der Herr und Meister wäre. Auf dem Unweg über die Bäuerin war also dem Christl nicht beizukommen.

Während nun der Pfarrer vergeblich darüber nachgrübelte, wie dem „bösen Feind“ erfolgreich in die Flanke zu fallen wäre, kam ihm ein gar merkwürdiger, fast unheimlicher Vorfall zu Hilfe, welcher zwar das ganze Dorf in drohende Rebellion brachte, aber doch zu einem guten Ende führte.

Eines Morgens nämlich saß Christl in seiner Stube und buchstabierte einen schwungvollen Leitartikel aus dem „lutherischen Blattl“. Da plötzlich hörte er draußen im Stalle zeterndes Weibergeschrei, und gleich darauf kam die Annamarie zur Thür hereingestürzt, händeringend, blaß, zitternd:

„Jesus Maria! Christl! Was uns passiert is! Geh, komm in Stall 'raus und schau dir's

an! Böllig zittern thu' ich . . . mir is der Schred in alle Glieder g'fahren!"

Zusammen eilten sie in den Stall, wo sie die zwei Mägde mit verstörten Gesichtern und Martl, den Oberknecht, vorfanden. Die Bäuerin zerrte ihren Mann vor den Hühnerkorb und deutete mit stummem Entsetzen auf das Nest. Neun Eier lagen darin, acht weiße im Kreis, und in der Mitte eines, so tief und glänzend schwarz wie Ebenholz.

„Jetzt da schau!“ brummte Christl und kratzte sich hinter den Ohren. „Jetzt hab' ich gar a Penn', die schwarze Eier legt!“

„So? So?“ schluchzte die Bäuerin. „Meiner Lebtag' hab' ich nix g'hört davon, daß Hennen schwarze Eier legen! Na, Christl, na, das redt mir keiner mehr aus . . . das is a Hexenwerk, oder es hat der Teufel sein' Hand im Spiel!“

„Was net gar! Es giebt keine Hexen und kein' Teufel!“ schalt der freigeistige Christl. „Da hat uns höchstens einer an Pössen g'spielt! Das Ei is g'färbt! Hol' a Wasser und a Seifen, nachher wird's gleich aufkommen, was Hexen können.“

Wasser und Seife wurde gebracht, aber so



kräftig und emsig auch Christl an dem rätselvollen Ei umherwaschen mochte, es blieb so schwarz wie die Nacht.

„Kreuzjaren,“ fluchte der Bauer in aufsteigen-

dem Zorne, „jetzt will ich doch sehen, wie's von innen aussieht!“ Er schlug das Ei an der Mauer auf, und als er das klare Eiweiß und den goldgelben Dotter sah, führte er die gebrochene Schale an den Mund — ein Schluck — und Dotter und Eiweiß waren verschwunden.

Die Bäuerin schrie vor Entsetzen auf und befreuzigte sich. Christl wollte schelten, doch als er sah, daß die zwei Mägde scheu vor ihm zurückwichen, und daß auch Martl, der doch selbst so halb und halb ein „Aufgeklärter“ war — er hatte ja drei Jahre beim Doktor als Kutscher gedient — eine bedenkliche Miene schnitt, schien ihm doch etwas gruselig zu Mute zu werden.

„Christl! Jesus na! Ja wie is dir denn?“ freischte die Bäuerin.

„Wie soll mir denn sein? G'schmeckt hat's mir . . . g'schmeckt!“ stotterte er und stolperte dann mit gezwungenem Lachen aus dem Stalle.

Die Kunde von dem verhezten Ei und dem Wagnis des Lehmhofbauern verbreitete sich bald im ganzen Dorf und weckte gerechten Aufruhr. Vom Mittag bis zum Abend erhielt die Annamarie einen Besuch um den andern, alle Weiber

der Nachbarschaft kamen, und wo der Lehnhofbauer stand und ging, konnte er scheue Blicke sehen und dunkle Reden hören. Er lachte dazu — aber das Lachen verging ihm, als anderen Tages wieder ein schwarzes Ei im Neste lag. Diesmal ließ es die Bäuerin gar nicht darauf ankommen, daß Christl abermals Leib und Seele in Gefahr brachte — sie that, was die alte Schmiedin ihr geraten hatte: unter einem Stoßgebettein faßte sie den unheimlichen Wechselbalg in die Schürze und warf ihn in das Feuer, das sie mit geweihten Wachholderzweigen angeschürt hatte. Dieses fromme Mittel schien aber jedenfalls keine vorbeugende Kraft zu haben — denn als der nächste Morgen kam, konnte man mit Grausen gewahren, daß die gespenstige schwarzlegende Henne in dieser Nacht gar Drillinge in das Nest beschert hatte.

Wie eine Verzweifelte kam die Bäuerin nach dieser Entdeckung zu ihrem Mann in die Stube gestürzt. Christl brachte kein Wort über die Lippen; desto fleißiger aber arbeitete das Zünglein der Annamarie. Mit Thränen und Jammern warf sie ihrem Manne vor, daß nur sein unfrommes Betragen diese sichtliche Gottesstrafe über ihr Haus

gebracht hätte. Schande und Spott müsse sie dulden von allen Nachbarn, und zusammenwohnen müsse sie mit Hexen und Teufeln, die in nächtlicher Stille ihren höllischen Spuk in dem Hause trieben, aus welchem alle guten Engel geflohen wären, seit die Unchristlichkeit darin ihren Einzug gehalten.

Der Lehnhofbauer suchte sich zu vertheidigen, und um seinem Weibe zu erhärten, daß es mit seiner Christlichkeit nicht gar so schlimm bestellt wäre, sagte er, daß er nicht das Geringste dagegen hätte, wenn Annamarie etwa den Pfarrer zu Hilfe rufen wolle, damit er unter Anwendung von Weihrauch und Weihwasser ein Wörtlein mit dem unsichtbaren Spender der schwarzen Eier spräche.

Unter Thränen gestand die Bäuerin, daß sie längst schon beim Pfarrer gewesen wäre; der hätte aber zu der unheimlichen Geschichte auch nur ratlos die Achseln gezuckt.

Da war nun der Christl auf einmal wieder Herr der Situation. „Doho,“ schrie er, „d'Achseln hat er 'zuckt! Und sonst kann er nix? Und das will a Pfarrer sein! Und an dem seine Sachen soll man glauben! Da, jetzt is an der Zeit . . . jetzt

soll er zeigen, was er kann! Und wenn er's mit seinem Segen machen kann, daß in meinem Stall wieder alles in Ordnung is, nachher will ich auch wieder sein, wie ich früher war; denn nachher weiß ich doch, an was ich glaub'!"

Und was der Christl da seinem Weibe sagte, das schrie er am Abend hinter dem Viertisch aus, als die ganze Stube erfüllt war von Gästen. Und alle gaben ihm recht — dachte doch jeder einzelne an seinen eigenen Stall und Hühnerkorb, wie an die Möglichkeit, daß auch unter seinem Dache über Tag und Nacht der gleiche Teufelspuk einkehren könnte. Wenn man vom Christl verlange, daß er sich als guter Christ benehme — so hieß es von allen Seiten — so könne der Christl wieder mit Recht verlangen, daß auch der Pfarrer seine Schuldigkeit thue.

Als man nun gar am andern Morgen im Hühnerneste des Lehmhofbauern nur schwarze Eier fand, neun an der Zahl, da wuchs die Aufregung, die im Dorfe herrschte, zur hellen Revolte. Eine schreiende Schaar umlagerte die Thüre des verhexten Stalles, während ein anderer Trupp, Christl voraus, zum Pfarrhof stürmte, um den hochwürdigen

Herrn in arge Verlegenheit zu bringen. Er sah wohl ein, daß diesen Schreibern der Wunsch, den sie äußerten, im guten nicht auszureden war, und er hatte doch auch wieder seine Gründe, ihrem Willen nicht nachzugeben. Er suchte also einen Mittelweg und sagte, daß er einen Exorcismus ohne höheren Auftrag nicht vornehmen dürfe, aber — in Gottesnamen, er wolle mit zum Lehmhof gehen, um zu sehen, was in der Sache zu thun wäre. Dabei hoffte er im stillen, daß ihm unterwegs wohl ein rettender Gedanke kommen würde. Doch als er den Lehmhof erreichte, wurde er von allen Seiten mit solchem Ungestüm zum Segnen und Bannsprechen gedrängt, daß er kaum zu Worte kam und keine andere Ausrede mehr wußte, als die eine: er hätte das Nötige nicht bei sich. Hier war aber schnell geholfen, denn Martl, der Oberknecht, erbot sich, den Weihbrunnkessel aus der Sakristei zu holen, und ehe der Pfarrer noch ein Wort dagegen sagen konnte, rannte der Knecht davon. Bald kam er mit Kessel und Wedel zurück — daß er auf seinem Wege einen Abstecher in das Doktorhaus gemacht hatte, war keinem Auge aufgefallen, und schließlich hätte sich auch niemand

darüber gewundert, wenn Martl seinem früheren Herrn berichten wollte, was unter dem Dache des Lehmhofbauern nun vor sich gehen würde.

Den Kessel aber schien Martl umsonst geholt zu haben. Denn als er anlangte, waren all die Schreier und Dränger still und ruhig geworden. Nur der Pfarrer sprach; in derben und dennoch warmen, aus einem wahrhaft christlichen Gemüte kommenden Worten hielt er den Leuten ihren sündhaften Aberglauben vor, der tiefer in ihren Dickköpfen säße, als der echte fromme Glaube in ihren Herzen, und er als Priester würde sich nie und nimmer dazu herbeilassen, sie durch Vornahme einer religiösen Handlung noch in ihrer Thorheit zu bestärken.

Diese treffenden, mit Feuer und Nachdruck gesprochenen Worte wirkten auf alle — nur auf einen einzigen nicht. Der Lehmhofbauer blieb verstockt; und als der Pfarrer sich zum Gehen wandte, schrie Christl unter die Leute: „Er mag net helfen, sagt er . . . aber ich sag', er kann net helfen. Und wenn er auch helfen wollt', so könnt' er's allweil net aus ihm selber. Da müßt' er 's g'weichte Wasser brauchen . . . ja . . . und wenn also wahr

is, was er allweil predigt in der Kirch', so müßt' ja 's Wasser allein schon helfen. Und das will ich jetzt grad amal sehen . . .“

Mit diesen Worten tauchte Christl den Wedel in den kupfernen Kessel und sprengte, bevor es der Pfarrer noch hindern konnte, einen Schwall von Tropfen über das Nest und die schwarzen Eier. Und siehe da — wo immer ein Tröpflein die mysteriösen Eier traf, verschwand die schwarze Farbe und erschien ein blendend weißer Fleck.

Ein dumpfes Murmeln ging von Mund zu Mund, der Pfarrer riß die Augen auf, als ginge das Wunder, das er sah, nicht nur über seinen Verstand, sondern auch über seinen Glauben; Christl aber, den eine völlige Raserei zu befallen schien, warf den Wedel beiseite, packte den kupfernen Kessel und goß den ganzen Inhalt über das Nest. Und im Augenblick lagen alle neun Eier so weiß wie Schnee vor ihm, und in der Flüssigkeit, welche langsam verrann, zeigte sich nicht eine Spur von Farbe, die etwa von den Eiern abgegangen wäre.

Ein paar von den Weibern fingen zu beten an. Der Pfarrer aber sagte kein Wort, er küftete



nur den Hut und schritt durch die Gasse, die sich vor ihm öffnete, der Straße zu. Doch ging er nicht allein, es trug ihm einer den kupfernen Kessel nach, und der murmelte unablässig und bekreuzte sich ein um das anderemal. Der Pfarrer brauchte Ganghofer, Es war einmal . . . 2. Aufl. 24

nicht umzusehen — er wußte, wer hinter ihm ging.

Als die beiden den Pfarrhof erreichten, stellte Christl den Kessel auf die Schwelle und streckte dem Geistlichen die beiden Hände hin.

„Herr Pfarrer,“ stammelte er, „von heut an bin ich wieder der Alte . . . und ein Besserer noch, als ich früher g’wesen bin. Und gelten S’, müssen S’ mir halt net harb sein . . . der Mensch is halt diemal so dumm!“

Der Pfarrer nickte nur einen stummen Gruß und verschwand im Hause. Als er sein Studierzimmer betrat, sah er auf den Dielen einen Zettel liegen, den irgend jemand durch das offene Fenster geworfen haben mußte.

Er hob ihn auf, fand ihn mit Bleistift beschriebenen und las:

„Lieber und verehrter Herr Pfarrer! Die Endesunterzeichnete bittet um Vergebung, wenn sie mehr als billig mit ernstern Dingen scherzte. Aber es galt nun einmal einen Beweis! Den Kessel bitte ich gleich nach Gebrauch zu entleeren, er enthielt nicht einen Tropfen geweihtes Wasser, sondern eine chemische Lösung, durch

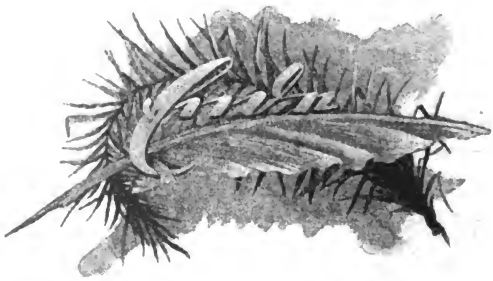
welche sich organische Stoffe, zum Beispiel Eierschalen, die mit K₂CO₃ (Ag N O₃) schwarz gefärbt wurden, sofort wieder blendend weiß färben.

Mit herzlichem Gruße:

die Naturwissenschaft, der es ein Vergnügen machte, der Theologie bei Bekehrung eines kleinen Skepters hilfreich unter die Arme zu greifen.“

Der Pfarrer zeigte, als er gelesen hatte, ein gar ernstes, fast zorniges Gesicht; dann aber zuckte es leise um seine Mundwinkel, und als er nun zum zweitenmale las — da mußte er wider Willen lachen.





35

11

7

This book should be returned to the Library on or before the last date stamped below.

A fine of five cents a day is incurred by retaining it beyond the specified time.

Please return promptly.

This book should be returned to the Library on or before the last date stamped below.

A fine of five cents a day is incurred by retaining it beyond the specified time.

Please return promptly.

This book should be returned to the Library on or before the last date stamped below.

A fine of five cents a day is incurred by retaining it beyond the specified time.

Please return promptly.

